Schleswig-Holsteins Freiheitskampf im 13. Jahrhundert;

oder:

Der Tag von Bornhöved.

Historischer Roman

von

Heinrich Smidt.

Erster Band

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1851.

Ein offenes Thing.

Lichter hatte die Sonne nimmer auf das wald- und saatenreiche Fühnen herabgeschienen, als an dem ersten Maientage des Jahres zwölf hundert drei und zwanzig, als König Waldemar nach der Heimkehr von seinem Kreuzzuge in Esthland über See gegen die Insel heran zog. Die Belte, die zu beiden Seiten des Eilandes auf- und abwogten, sahen neugierig zu einander hinüber. Von allen Enden strömten die in den zunächst gelegenen Küstenörtern wohnenden Leute dem Punkte zu, wo die Flotte zu landen gedachte. Die See seufzte unter der schweren Last der Kiele, und wenn die gewichtigen Ruder auf die rollenden Wellen niederfielen, sprangen diese schäumend zurück.

„Schau, Vaterbruder! Schau! Dort kommt das Königsschiff!" rief ein junger Bursche seinem

Oheim zu, der um einige Schritte zurück war. „Hoch dem Könige! Hoch!“

Der Oheim kam gemächlich heran. Er war ein bejahrter Mann, und trug sich wie die wohlhabenden Landbewohner der Umgegend.

„Still, Du Unband! Was sollen die Leute von solchem wüsten Geschrei denken? Die Schiffe sind noch allzuweit, als daß der allergnädigste Herr Dein Rufen vernehmen könnte, und wenn er es könnte, wozu soll es ihm nützen?“

„Thut nichts! So habe ich doch mindestens meine Freude daran!“

„Ja, Du mußt immer Deinen Willen haben. Was soll noch aus Dir werden, wenn Du fortfährst der Possenreißer für alle Welt zu sein? Da wird keine Narrethei ausgeführt drei Meilen in der Runde, oder Erick Swenn ist dabei.“

„Das ist gut, Vaterbruder! Das giebt mir Ansehen bei dem Volke. Alles, was mit mir in einem Alter ist, fürchtet meinen Arm, und wenn ich auf dem Spielplatze in irgend einem Dorfe meine Künste treibe, machen Alt und Jung vor Freuden Luftsprünge und nennen mich 'nen Ausbund von Kerl!“

„Einen Gecken nennen sie Dich!“ entgegnete Jener eifernd; aber Erick war schon wieder eine Strecke voraus und hörte den Oheim nicht mehr.

Tollkopf, der Du bist! „Wenn das mit dem Jungen ein gutes Ende nimmt, thut Gott ein Wunder. Der bringt's entweder zu etwas Großem, hat der Voigt gesagt, oder er verendet im Thurm. Aber kurz müßt Ihr ihn halten.“ Ja! Hat sich was! Wie soll ich alter Mann solch einen unbändigen Gesellen regieren?

Erick kam außer Athem zurück und zog den Oheim am Arm mit sich fort.

„Kommt doch nur, Vaterbruder! Ich habe den König gesehen, und Ihr sollt ihn auch sehen! Es lebe der König!“

„Gott segne ihn!“ sprach fromm der Alte. „Er hat die Heiden gezüchtigt mit starker Hand und kehrt als Sieger heim. Aber ist es denn auch gewiß?“

„Ich werde doch das Königsschiff kennen?“ entgegnete Erick mit aufgeworfenen Lippen. „Der goldene Löwenkopf am Galion mit der wallenden Mähne und hoch am Mast der Danebrog. Vaterbruder! Der Danebrog weht noch hoch vom Maste!“

„Dänemarks Schutz! Er fiel vom Himmel herab,

als ein Pfand der göttlichen Gnade. Ein Zeichen, daß diesem gesegneten Banner dereinst die Welt sich beugen soll."

„Sie beugt sich schon, seit König Waldemar's Eisenfaust sie am Genick packte!" rief der Jüngling. „Darum heißt er auch der Sieger! Waldemar der Sieger! Das ist ein schöner Name! Das klingt anders, als Erick Swenn! Dürfte ich nur erst mit zuschlagen!"

„Warte Deine Stunde ab, Erick!"

„Das habt Ihr schon vor Jahr und Tag gesagt, und ich muß noch immer am Heerde hocken. Aber gebt Acht, Vaterbruder! Wird es nicht bald Ernst, laufe ich Euch davon."

„Wenn Du es Dich unterstehst!"

„Ich thue es wahrhaftig. Aber schweigen wir jetzt davon still. Sie sind uns ganz nahe. Das ist der König! Da steht er hoch aufrecht am Mast! Und der neben ihm ist sein Sohn. Ein junges Herrlein, viel schwächer und zarter als ich. Und doch ist er mitgewesen. Das macht, er hat einen Vater, der der Sieger heißt."

„Du Unband! Sollst Du in solchem Tone von dem Sohne Waldemars, unserm zweiten Könige sprechen?"

„Unserm zweiten Könige? Haben wir denn zwei Könige in Dänemark?“

„Wir haben sie. Als der alte König hinüber gen Esthland zog, zum Kampfe wider die Heiden, bestellte er zuvor das Haus und ließ seinen nächsten Erben, den jungen Prinzen Waldemar, zum Könige krönen, damit, wenn ihn ein Unheil träfe im feindlichen Lande, sein Reich nicht herrenlos wäre. Und darum haben wir zwei Könige!'“

„Sie sollen leben! Alle beide! Hoch! Hoch!“

Ein laut schallendes Hoch verschlang die letzten Worte Erick Swenn's. Der König sah heitern Angesichtes auf das im Glanze der grünenden Saaten aus den Wellen aufleuchtende Fühnen. Die Schiffer warfen die Anker aus und die Brücke fiel von dem Verdecke auf das Land. Die Schwerdtträger des Königs, in Gold und Purpur gekleidet, den springenden Löwen auf silbernem Schilde, schritten hinüber und bildeten eine eiserne Mauer zwischen Ufer und Bord. Ihnen folgte der König, sein Söhnlein an der Hand, dem Jubelsange der Insulaner entgegen. Als aber beim Scheiden des Königs vom Schiffe Alles nach einer Seite drängte, gerieth die Brücke so sehr in's Schwanken, daß das junge Herr-

lein leise aufschrie und es wäre schier kopfüber in die schäumende See gestürzt, wenn ihn des Königs starke Hand nicht gehalten hätte. Aber dem Prinzen entfiel im ersten Schrecken sein purpursammetnes Barettlein, das er in der Hand hielt, um damit nach dem Ufer hinüber zu winken. Er hatte es aber in der Aufregung nicht beachtet, und auch im Gefolge und am Ufer hatte es Keiner bemerkt, außer Erick Swenn, der, ohne etwas zu sagen, wie ein Pfeil der See zuflog, in demselben Augenblicke, als König Waldemar den knisternden Ufersand betrat. Ihm zur Seite gingen seine treuesten Waffengenossen, Herr Hugo von Wittstock und Graf Albrecht von Orlamünde, Beide des Königs Vettern, und stete Gefährten; — des Dänenkönigs erprobteste Vasallen aus deutschem Stamme.

„Wer ist der alte Mann, den die Knappen dort zurückweisen?" fragte der König mit klingender Stimme. „Man halte ihn nicht auf! Her zu mir! — Was wollt Ihr, Alter! Steht auf!"

„Laßt mich Gott knieend danken, Herr König, daß er mir die Gnade gewährt, Euch von Angesicht zu sehen!" sprach der Oheim von Erick Swenn. „Heil dem Könige, der die Heiden züchtigte und

den Danebrog zu hohen Ehren brachte. Die heilige Jungfrau behüte Euch!"

„Dank Euch, Alter! Und jedes wohlgemeinte Gebet muß seine Erhörung finden. Darum nehmt!"

Der König griff nach seiner Gürteltasche, aber der Greis sagte bekümmert:

„Nicht darum bin ich den weiten Weg gewandert, um Euch knieend zu begrüßen. Ich wollte nichts als dem Helden danken, der berufen ist, Dänemark groß und mächtig zu machen vor allem Volke. Und nun ich daher komme, klopfenden Herzens mich vor Euch neigend . . . ."

„Vergebt, Alter!" unterbrach ihn Waldemar mit gewinnendem Tone. „Es war nicht böse gemeint. Wir Könige sind es gewohnt, daß Jeder, der sich uns naht, unsere Gunst in Anspruch nimmt. Wenn Ihr aber meine Münze verschmäht, empfangt dafür die Hand, die sie Euch spenden sollte."

Der Greis ergriff die Hand des Königs und drückte sie tiefbewegt an seine Lippen. „Dank, Herr König; tausend Dank, daß Ihr einen treuen Mann am Rande des Grabes so hoch ehrt. Wenn dies mein Brudersohn gesehen hätte! Ein junger, kräftiger Mann, König Waldemar, ein treues Dänen-

kind, für das ich wohl ein gutes Wort einlegen möchte. . . ."

„Spart das gute Wort, Vaterbruder!" fiel Erick Swenn ein, der von Wasser triefend herbeieilte und den Oheim seitwärts schob. „Ich will mein Wort schon selbst vorbringen, ist der Mund auch noch zur Hälfte mit Salzwasser gefüllt."

„Was für einen ausbündigen, tollkühnen Gesellen haben wir hier?" fragte der König gutgelaunt. „He, Bursch! Wer bist Du und was verlangst Du?"

„Zuerst will ich etwas bringen," antwortete rasch Erick Swenn. „Nicht Euch, Herr König, sondern Eurem Prinzen, dem lieben, holdseligen zweiten König." Mit diesen Worten ließ er sich vor dem Königssohn auf ein Knie nieder und sagte:

„Als Ihr von dem Schiffe zu Lande ginget, ließet Ihr Euer Barettlein in die See fallen. Ich dachte, Ihr verlöret es vielleicht ungern und habe es wieder herausgefischt."

Er reichte dem Prinzen das Barett dar, der es dankend nahm und den Jüngling freundlich betrachtete. Der König aber sagte:

„Einem so glücklichen Fischer gebührt auch der volle Bergelohn, wie mein ehrliches jütisches Low

ihm verheißt, und ich denke, der Prinz wird nicht vergessen, was er dem jungen Manne schuldig ist."

„Alles Geborgene sei sein Eigenthum und mein bester Dank dazu!" antwortete der Prinz.

Einer der Pagen aber, der unfern stand, zuckte die Achseln und sagte höhnisch:

„Das kann dem Strandläufer schon gefallen. Er schafft ein gutes Tagewerk. Die Agraffe am Barett ist ein Bauerngut werth."

Da stieg alles Blut dem Jüngling zu Kopfe. Er warf einen grimmigen Blick auf den Pagen, dann riß er die Edelsteine vom Barett, warf sie ihm vor die Füße und sagte rasch:

„Für Gold und Edelstein habe ich es nicht gethan. Das behaltet für Euch, ich kann es nicht brauchen."

„Fürwahr, ein kecker Gesell!" rief der König mit leichtem Stirnrunzeln. Der Prinz aber faßte bittend die Hand seines Vaters und sagte:

„Schilt ihn nicht! Er hat mir Liebes erzeigen wollen und darum bin ich ihm geneigt. Gieb mir ihn zum Gefährten. Er soll mein Orlamünder sein."

Damit sah der Prinz zu seinem riesigen Vetter,

dem Orlamünder Grafen auf, der sich wohlgefällig ob dieses Vergleiches den Bart strich. Der König aber, der wohl bedachte, daß bald Zeiten kommen würden, wo sein Sohn der treuen Diener bedürfen werde, fragte den Jüngling rasch:

„Willst Du Deinem Ritter ein treuer Knappe sein?"

„Das will ich, so mir Gott helfe!" sagte der junge Mann, die Hand auf's Herz legend, und das Gold der Treue leuchtete aus seinen Augen. Der Alte aber sprach feierlich:

„Und ich übernehme die Bürgschaft für ihn. Mein Kopf haftet für seine Treue. Der Kopf des Ole Swenn. Bin ein unbescholtener Mann und von Alt und Jung auf diesem Theil der Insel gekannt. Nehmt ihn hin, Herr König! Er ist eines ehrlichen Mannes Sohn und wird sich eher tödten, als Eurem Sohne ein Leides geschehen lassen."

„Kniee nieder, Erick Swenn!" sagte der König, das Schwerdt entblößend, und wandte sich fragend an den Orlamünder:

„Wie heißt diese Gegend, Graf?"

„Wir betreten so eben das Weichbild von Faaborg, königlicher Herr."

Waldemar berührte die Schulter des Jünglings mit der Spitze seines Schwerdtes und sagte:

„Steh' auf, Erick, als Junker Swenn von Faaborg, auf dessen Weichbild mein Sohn Dich zu seinem Leibdiener erkoren hat. Bestelle Dein Haus und kehre binnen drei Tagen wieder, um Dein neues Amt anzutreten."

„Ich habe kein Haus zu bestellen!" entgegnete rasch der Jüngling und bliebe am liebsten gleich hier."

„Gedenke Deiner Mutter!" flüsterte der Alte ihm zu. „Wenn Du erst im Gefolge des Prinzen bist, kehrst Du wohl sobald nicht wieder hierher zurück. Darum verlasse sie nicht ohne Abschied."

Der Prinz trat zu seinem Diener: „Du bist nun einer meiner Mannen. Der Marschalk wird Dir reichen, was Dir nöthig ist, um es Deinen Genossen gleich zu thun. Dein Schwerdt aber sollst Du von mir selbst empfangen. Ich gebe Dir das meine. Nimm es hin, Swenn von Faaborg und laß mich nicht zu lange auf Dich warten."

Der König war bereits mit dem Orlamünder voraus. Der Prinz eilte ihm nach, nicht ohne den Junker noch einmal freundlich zu grüßen. Dieser warf sich in die Arme seines Oheims und rief:

„Laß uns eilen, Vaterbruder, damit wir zur Mutter kommen, und dann rasch über den Abschied hinweg. Der Himmel wird ihr Gesundheit schenken, damit sie sich noch recht lange meines Glückes freuen kann. Mir brennt der Boden unter den Füßen, bis ich wieder auf dem Platze stehe, den mir mein Schutzheiliger angewiesen hat."

Rasch zog er den Oheim mit sich fort und entfernte sich immer weiter von der Volksmenge, welche dem Könige nachdrängte und von den Schwerdtträgern nur mit Mühe in der nöthigen Entfernung gehalten werden konnte.

Der Zug hatte einen Hügel erreicht, an dessen Fuß reich aufgeschirrte Rosse harrten. Ein purpurnes Zelt, von dessen Spitze das königliche Banner wehte, mahnte zur gastlichen Ruhe, und der Orlamünder lud den König ein, dort einen Augenblick zu weilen und dann nach Odensee hinüber zu reiten.

„Der Ruhe bedarf es nicht, wenn der König von Dänemark von der See kommt, die seine Wiege ist. Aber ich will diesen Wink benutzen, um ein Amt zu üben, welches der Dänenkönig stets üben soll, wenn er den Fuß auf eines seiner Eilande setzt. Darum laßt laut mit Trompetenschall verkün-

den, daß der König auf dem Weichbilde von Faaborg ein offenes Thing hält, und wer etwas zu begehren, zu bitten oder zu klagen hat, der begehre, bitte oder klage! Der König hat ein offnes Ohr für Alle!"

Da eilten die Diener nach allen Theilen der Windesrose und luden mit feierlichem Trompetenschall und mahnendem Worte die in ihrem Rechte Gekränkten vor den königlichen Stuhl. Und von allen Seiten kamen sie herbei, Klagen zu führen, oder um Gnade zu flehen, und König Waldemar, der Sieger auf blutigem Schlachtfelde und im hohen Fürstenrathe stattete lächelnd die armen Töchter eines gebrechlichen Vaters aus, damit ihre Sponsen sie heimführen könnten; er versöhnte zwei Nachbarn, die sonst in Treuen zu einander gestanden hatten, seit langer Zeit aber um einen strittigen Wiesenbruch zankten, und legte lächelnd seine Hand auf das Haupt eines Siechen, der da glaubte, er werde genesen, wenn ihn die Hand des Königs an dem Tage berühre, da er von einem heiligen Kreuzzuge heimkehre.

Als aber Waldemar die Hand von dem Haupte des Kranken zurückzog, fiel sein Auge auf die Ge-

stalt des Bischofes von Riepen, der das Beginnen des Königs wohlgefällig betrachtete.

„Frommer Vater, ich greife in Eure Rechte und bekenne mich ob dieses Frevels jeder Buße schuldig, so Euch genehm.“

„Mit nichten, mein Sohn. Du übst nur Dein Amt, der Vater Aller zu sein. Welcher Vater aber fände eines seiner Kinder krank am Wege, der nicht die Hand auf dessen brennendes Haupt legte, so Jener riefe: Abba! Erbarme Dich mein!“

„Der Bischof will bei Hofe sein Glück machen!“ lachte der König. „Er schmeichelt!“

„Wozu frommte mir es? Mein Haar ist Schnee und meine Füße sind mürber Thon. Auch bin ich nur aus meiner Klause herfürgekommen, um den Befehl des heiligen Vaters zu erfüllen, der Dich durch meinen Mund begrüßt und Dir, seinem treuen Ritter, den apostolischen Segen spendet.“

Der König neigte sein Haupt und hörte ehrfürchtig auf die Worte, die der päbstliche Gesandte ihm zuflüsterte. Der junge Prinz faltete die Hände und die Ritter des Königs standen unbeweglich.

Da schmetterte plötzlich eine Trompete schrillend

durch die andächtige Stille und eine rauhe Stimme rief aus dem dichtesten Haufen:

„Ist dies der Ort, wo ein Königsthing gehalten wird?“

„Erstaunt über die Kühnheit des Frevlers, der diesen feierlichen Augenblick zu unterbrechen wagte, griffen die Ritter zu den Schwerdtern und der König sprach zürnend:

„Wo ist der Thingvoigt, daß er den rohen Gesellen Sitte lehre, der mit solch ungebührlichem Geschrei unsere Ohren betäubt?“

„Wird hier ein königliches Thinggericht gehalten, wo dem Unterdrückten sein Recht wird?“ fragte die Stimme zum andern Male.

„Der König sitzt zu Gericht auf offnem Felde vor den Augen Gottes und der Menschen!“ rief Waldemar zurück. „Das Recht, das Du zu fordern hast, soll Dir werden, wenn Du den Muth hast zu erscheinen.“

Ein Fremder trat in den Kreis mit geschlossenem Visir und sprach mit dumpfem Tone: „Ich klage, Ich klage! Ich klage!“

„Wen klagst Du an und weßhalb? entgegnete der König.

Der Thingvoigt trat abwehrend dazwischen: „Vor dem Richter spricht kein Kläger mit verhülltem Angesicht. Darum öffnet den Helmsturz und nennt Euren Namen, bevor Ihr Eure Klage anbringt."

Rasch schlug der Fremde das Visir auf: „Hier erscheine ich, Graf Heinrich von Schwerin und verklage den König bei dem Könige, ob des himmelschreienden Unrechtes, das er mir zugefügt."

Waldemar verfärbte sich, als er des Grafen ansichtig ward, der ihm trotzig gegenüberstand. Herr Hugo von Wittstock, der es bemerkte, trat vor und rief dem Kläger entgegen:

„Um Gott, Herzvetter, woher kommst Du und was willst Du auf dem Königsthing? Warum bist Du nicht lieber zu mir gekommen....."

„Weil Du ein falscher, heuchlerischer Verräther bist! Ein Mann ohne Treu und Glauben! Ein Ritter ohne Tapferkeit und Muth! Ein schuftiger, erbärmlicher Speichellecker, der ...."

Herr Hugo griff mit der Hand nach dem Schwerte. Der König aber, der seine Fassung wieder errungen hatte, wies ihn ernst zurück: „Ich bin Mann's genug, um allein mit diesem ungeschlachten Gesellen fertig zu werden. Warum erscheint Ihr mit solchen

schnöden Schimpfreden, aller Ehrfurcht bar, vor Eurem Könige? Dafür will ich Euch strafen wegen gebrochenen Bannes. Damit Ihr aber nicht von hinnen geht, hochmüthig prahlend, Euer Recht sei Euch vorenthalten, fordere ich Euch nochmals auf, zu sagen, weshalb Ihr den König anklagt vor ihm selber."

„Darum, weil er mich schwer übervortheilte!" rief Heinrich zurück. „Ich habe Euch begleitet gen Esthland und an Eurer Seite wie ein treuer Ritter gefochten. Und nun ich heimkomme, um auszuruhen von den Mühen des Kreuzzuges, finde ich meinen Bruder Günzel todt; ein königlicher Voigt sitzt in meinem Schlosse und mein Land ist von Euren Söldnern besetzt."

„Ihr lügt, denn Ihr habt weder Schloß noch Land. Es gehört meinem Enkel, Nicolaus Hallandsohn."

Heinrich lachte laut auf: „Also weil Nicolaus Halland mit des Schweriners Schwester vermählt war, macht Ihr Anspruch auf sein gutes Deutsches Land? Das hieße die Ehre, eines dänischen Königsbastards Schwager gewesen zu sein, etwas theuer bezahlen."

„Vetter! Vetter!“ rief Graf Hugo ihm warnend zu.

„Daß Deine Zunge erlahme!“ schrie ihm Heinrich entgegen. „Hast Du Dich und Deine Ehre so ganz und gar diesem Könige verkauft, daß Dir das schändliche Unrecht als sonnenklares Recht erscheint, so laß Dich von diesen Dänen vollends zum Narren machen und tanze mit der Schellenkappe vor ihnen her. Ehe ich aber nur einen Fuß breit von meinem Meklenburg diesem Orlamünder lasse ....“

„Wahrt Euch, Herr Graf!“ unterbrach ihn Albrecht von Orlamünde rasch. „Ich bin der Vormund Nicolaus Hallandssohn, des Frühverwaisten, und will seine Rechte schützen gegen Jedermann, am meisten aber gegen die Eigenmacht habgieriger Verwandten. Nicolaus Hallandsohn ist seiner Mutter und seines Oheim Günzel Erbe. Also ist es verbrieft und besiegelt. Ihr aber, Herr Heinrich, seid ein für alle mal abgefunden durch den Lübecker Vertrag ....“

„Ich habe keinen Vertrag untersiegelt und beschworen. Mir blieb unbekannt, weßhalb Ihr in Lübeck tagtet und noch einmal frage ich den König, ob er mein Recht wahren und mein gutes deutsches Land von seinen dänischen Söldnern räumen will?“

„Es bleibt, wie es der Orlamünder gesagt!" entgegnete Waldemar ruhig. „Ergieb Dich darein!"

„So werde ich das Gesindel zum Lande hinauspeitschen und den königlichen Voigt werfe ich hintendrein! Verdammt sei, wer sich auf eines Dänen Wort verläßt. Ich schlage ihm dafür in's Gesicht und pfeife dazu:

„Dänische Treu
Ist windige Spreu!"

Ein Schrei des Unwillens erhob sich und die dänischen Herren rasselten mit den Schwerdtern. Waldemar aber rief über Alle hinaus:

„Der König ist Mann's genug, sich gegen einen prahlerischen Tollkopf zu vertheidigen! Höre mich, Rebell, der Du als zwiefacher Verbrecher erscheinst, da Du den König beleidigst und das Höchstengericht des Landes verhöhnst. Danke Gott auf Deinen Knieen, daß ich vergangener Tage mehr eingedenk bin, sonst läge Dein Kopf zu meinen Füßen. Du zerschmettertest den Arm, der die Keule über mich schwang, die mein helmloses Haupt bedrohte, dafür schone ich heute das Deine. Waldemar und Heinrich sind wett. Geh' jetzt, soweit Deine Füße Dich tragen! Was Du noch begehren konntest,

hast Du frevelnd verwirkt! Ziehe nackt und bloß Deine Straße! Ich rufe die Acht über Dich! Dein Leib ist dem Henker verfallen, wenn Du morgen noch auf dänischer Erde weilst."

Eine tiefe, schaurige Stille herrschte in dem weiten Kreise. Der Blick des geächteten Grafen bohrte sich fest in das Antlitz des Königs, so daß dieser die Augen senkte und die Hand abwehrend vor sich hinstreckte. Graf Heinrich wandte sich um und ging, ohne ein Wort zu entgegnen, ungehindert von dannen.

Waldemar fuhr aus seinem Nachsinnen auf. Er blickte fragend um sich, und sagte leise:

„Wo ist mein Sohn?"

„Seine Würden der Bischof ist mit dem jungen Herrlein nach der Stadt gewandelt!" entgegnete des Königs Kämmerling.

„Führt mein Roß vor!" gebot Waldemar. Er ging einige Schritte und murmelte vor sich hin: „Wer hilft mir von diesem Schweriner?" Indem streifte sein Auge den tapfern Feldhauptmann und der König flüsterte ihm zu: „Graf von Orlamünde, seid wachsam!"

„Ich bin es, König! Du kannst ruhig schlafen!" entgegnete der Graf mit fester Stimme.

„Ich will auch schlafen!“ sagte der König, sich in den Sattel schwingend, wenig achtsam auf das Jubelgeschrei des Volkes, das sich um die Hufen seines Rosses drängte, und keinen der jubelnden Grüße erwiedernd, die ihm entgegen klangen.

„Was ist dem Könige?“ fragte der Bischof von Ripen, der sich jetzt mit dem Prinzen an das Gefolge des Königs schloß.

„Dänemarks Sonne steht bald im hohen Mittage!“ entgegnete der Orlamünder nachdenklich, und Waldemar ahnet, daß sie dann abwärts zu steigen beginnt.“

„Um sich am andern Morgen desto glänzender zu erheben!“ sprach zuversichtlich der Bischof. „Dänemarks Ruhm erbt von König zu König. Der Schweriner ist schon todt und hier ist ein neuer Freund, stärker und zuverlässiger als der aufgegebene.“

Der Bischof zog aus seinem Gewande ein päbstliches Breve hervor, das er dem Grafen zeigte, und spornte dann sein Roß an die Seite des Königs.

„Ein römischer Stern am dänischen Himmel,“ sagte der Graf. „Soll er uns Glanz leihen, oder wir ihm? Waldemar wird in einem neuen Lichte wandeln.“

Das Königs-Jagen.

In der Schenkstube des braunen Hirschen zu Sonderburg saß eine lustige Companei hinter den vollen Bechern und manch' wildes Lied ward mit fröhlichem Gelächter gesungen. Deutsches Volk war es, und kein Däne hätte sich blicken lassen dürfen. Wie verschieden die Trinker auch waren an Gewerbe, Gesinnung und äußerer Herkunft, in ihrem Haße gegen das Inselvolk waren sie einig. Da saßen Söldner, hohe und niedere, Seeleute von den deutschen und frisischen Küsten, die sämmtlich im dänischen Solde gestanden und nachdem sie ihr Leben zehnmal für des Dänenkönigs Ruhm in die Schanze geschlagen, wurden sie mit einem Gnadenpfennig fortgeschickt und ihnen bedeutet, nie wieder in das Königreich zurückzukehren. Handelsleute saßen

dazwischen, die mit reichbeladenen Schiffen nach Seeland steuerten; aber die Küstenkaper raubten sie aus, und als jene Klage erhoben, wurden sie mit höhnendem Spott heimgesandt.

Das kochte und brodelte in der Brust dieser Männer und wo sich eine Gelegenheit gefunden, Rache zu nehmen an dem gemeinsamen Feind, sie hätten allesammt zugegriffen.

„Frisch auf, Marten Elfers, noch einmal das Liedel!“ rief es aus der Fensternische zum großen Schenktisch herüber. „Wir wollen's noch einmal haben.“

Marten Elfers, der lauteste Sänger bei dem wilden Gelage war sogleich bereit und sang im tiefen Baß:

„Lustige Companei!
Der Dän' ist vogelfrei!
Er ist der Spatz und ich die Katz,
An seiner Kehle meine Tatz!
Der Dän' ist vogelfrei!
Lustige Companei!“

„Lustige Companei! Lustige Companei!“ brüllten Alle im Chor und Marten Elfers sang weiter:

„Lustige Companei!
Was ist die Dänentreu?
Ein feuchter Schnee im Sonnenlicht,
Wär's Wein nnd Meth ich söff sie nicht.“

Das ist die Dänentreu!
Lustige Companei!"

„Lustige Companei!" brüllte der Haufe abermals, als ein stattlicher Mann an den Tisch trat und mit wildem Lachen ausrief: „Das ist ein gutes Lied! Ich gebe zehn Maaß vom stärksten Meth, wenn Ihr es nochmals singt."

„Drei Mal für zehn Maaß! Drei Mal!" rief es herüber und hinüber." Wir wollen's singen, bis Euch das Trommelfell springt. Hollah! Angestimmt! Und den Meth in die durstigen Krüge!"

Da erhob sich am äußersten Ende des Schenktisches ein behäbiges Männlein mit einem zierlichen Stutzbart, aus dessen hellen Augen strahlte eitel Schalkheit. Die beiden Schmarren quer über das Gesicht theilten es in zwei Theile, so daß er auf der einen lachen und auf der andern weinen konnte. Er faßte den Methspender im Lederkoller unter den Arm, führte ihn einige Schritte abseits, und fragte, sich den Bart streichelnd:

„Auch glücklich über den Alssund geschwommen, gräfliche Gnaden von Schwerin? Müßt es eilig gehabt haben vom dänischen Boden wegzukommen, denn man sieht auf Euerm Wamms noch die Fäden, wo-

mit sie Euch das rothe Kreuz angeheftet hatten. Habt vermuthlich reiche Beute gemacht auf Seeland und konntet der Fülle königlicher Gnadenspenden nicht länger Stand halten?“

Der Schweriner schüttelte das Haupt und murmelte einen wilden Fluch vor sich hin.

„Also nicht?“ fuhr Jener spottend fort. „Hätte es dem Waldemar nicht zugetraut, und noch weniger Euerm Vetter, Herrn Hugo von Wittstock, oder gar dem Grafen Albrecht, dem Oheim und Pfleger Nicolaus Hallandssohn....“

„Verdammt diese Bastardbrut! Ich will sie erwürgen!“ rief der Schweriner laut.

„Schreit nicht so, gräfliche Gnaden. Das Volk hier herum hat feine Ohren und wenn Euer Name kund wird, ist kein Haltens mehr. Sie kennen Euer Abentheuer und Ihr werdet sie nimmer los. Ist eine feine Zunft in der Schenkstube zum braunen Hirschen. Nun Ihr wißt, ich bin der Joachim aus Boitzenburg, überall Schlauch-Jochen genannt, weil sie sahen, daß ich des Raufens und Saufens nie genug kriegen konnte. Aber seit ich dieses Volk kennen lernte, habe ich jenem Namen mit Beschämung Valet gesagt, und heiße bescheidentlich Junkherr Joachim.

Gelt, Herr! Das ist eine Bande, die Euch den Mond vom Himmel stiehlt und einen ausgehölten Kürbis an dessen Stelle hängt, ohne daß der Herrgott es merkt."

„Die könnte ich brauchen!" fiel der Schweriner rasch ein.

„Könnt Ihr?" fragte Schlauch-Jochen horchend. „Nun, es kam mir bei Euerem Eintritt ein gleicher Gedanke; darum machte ich mich an Euch..."

Der Gesang der berauschten Zecher verschlang die letzten Worte des Schlauch-Jochen:

„Lustige Companei!
Was ist des Dänen Juchhei?
Wenn Ihr ihm glaubet, was er lügt,
Und es nicht merkt, wenn er betrügt;
Das ist des Dänen Juchhei!
Lustige Companei!"

„Sie kennen ihre Leute gut!" lachte Schlauch-Jochen. „Aber im Ernste, Herr Graf! Könnt Ihr ein Dutzend von uns brauchen? Ein Wink von mir, und es schaart sich ein Haufen um Euch, der Euch unangefochten nach Seeland bringt. Um das Handgeld werden wir bald einig, voraus wenn es gegen die Jüten geht, denen wir unsre Würste wieder abjagen möchten, die jetzt in ihren Kesseln sieden."

„In der That! Ich habe ein Gelüsten auf eine lustige Jagd!“

„Schafft das Jagdgeräth! Ich stelle Euch die Jäger!“ rief Schlauch-Jochen.

„Aber es ist eine Jagd auf Hochwild, Gesell! Hier handelt sich's nicht um Haase oder Reh!“

„Sondern um Elenn und Auerochs! Werde doch wissen, was der Brauch ist in angelsächsischen Forsten? Herr Graf, es blitzt wie eine Teufelei aus Euren Augen! Kommt! Ich weiß ein abgelegenes Plätzchen, wo wir uns mit Ruhe besprechen können.“

Der Graf und sein Gefährte gingen in ein Kämmerlein, zu welchem vom Erdgeschosse aus eine dunkle Stiege führte, und Beide besprachen sich lange geheim mit einander; dann aber streckte sich der Graf zur kurzen Ruhe auf die harte Bank, und Schlauch-Jochen rieb sich, hinausgehend, fröhlich die Hände:

„Das kann einen Spaß geben für alle Diejenigen, die klug genug sind, den Kopf nicht in die Schlinge zu stecken, wenn sie zugezogen wird. Habe schon manche Teufelei mitgemacht, aber bei einem solchen Drosselfang bin ich noch nicht gewesen. Glück

auf, Schlauch-Jochen und suche nach den leuchtenden Beeren, womit Du die Schlinge auszierst."

Einen fröhlichen Sang anstimmend, kehrte er zu dem Zechgelage zurück.

Und wie sie zechten in der Schenke zum braunen Hirschen in Sonderburg, so zechten sie in dem Banquetsaal des Schlosses zu Odensee. Aber dort war es kein wild zusammen gelaufenes Gesindel, kein gut- und herrenloses Volk, welches den berauschenden Meth aus groben Steinkrügen hinunter goß, sondern der edelste Wein funkelte in goldenen und silbernen Kannen. Zierlich gekleidete Pagen stellten sie vor den edlen Rittern auf, welche der König zum Banquet geladen hatte. Dem aber bot der Marschalk knieend den diamantgeschmückten Goldbecher und reichte dann, sich tief verneigend, dem Prinzen in silberner Schaale goldene Früchte, die ein kunstreicher Gärtner aus Welschland sorglich im Glashause erzogen hatte.

Der Prinz, diese seltne Königsgabe kaum achtend, flüsterte dem Marschalk zu:

„Wie kommt es, daß Ihr Euch selbst bemüht? Habt Ihr meine Pagen heim in's Bett geschickt, und ist mein neuer Kämmerling noch nicht hier?"

Der Marschalk entgegnete leise: „Noch nicht, durchlauchtigster Prinz. Die Mutter des Junkherrn ist schwer erkrankt und läßt seine Hand nicht fahren. Erick Faaborg hofft, Ihr werdet nicht zürnen, daß er die Sterbende in ihrer letzten Stunde nicht zu verlassen vermag."

„Es ist, als ob mir etwas fehlt, seit ich ihn nicht mehr sehe!" entgegnete der Prinz. „Aber um meinetwillen soll er die Mutter nicht verlassen. Ich weiß, was es heißt, eine Mutter verlieren. Vielleicht ist sie noch zu retten. Der König soll ihr seinen Leibarzt senden."

Der Marschalk trat zurück. Zwei Pagen aber, die mit den schweren Schenkkannen vorübergingen, hatten die Worte des Prinzen gehört und der Eine sagte ingrimmig:

„Der Fischerbube wird uns Allen über den Kopf wachsen! Wann hätte der Prinz je Einen von den Unsern vermißt?"

„Wir haben uns auch nie in die See gestürzt, um ein prinzliches Barett aufzufischen!" entgegnete der Andre höhnisch. „Aber gelegentlich werde ich dem neugebacknen Junkherrn ein Bad bereiten, das ihm nicht so gut bekommen soll, so wahr ich Peter Banner heiße."

Unterdessen war der König im eifrigen Gespräche mit dem Grafen von Orlamünde begriffen, der erst unlängst im Banquetsaale erschienen war.

„Wie ich Euch sagte, gnädigster Herr! Wenn Ihr Euch entschließen könnt, die Bedingungen zu erfüllen, die ich Euch genannt, ist Bremen Euer. Und ich rathe Euch dringend dazu, zumal Ihr das, was die Stadt von Euch verlangt, nicht aus Euerm Säckel zu bezahlen braucht. Wird der Vertrag Euch mit der Zeit lästig, braucht Ihr ihn nur zu kündigen. Euer Zweck ist dann längst erreicht und die Städte haben das leere Nachsehen. Und wenn auch ein Geringes geopfert werden muß. Bedenkt es mit Fleiß, durchlauchtigster Herr! Hamburg ist mein. Nun noch Bremen dazu! Hamburg und Bremen! Weser und Elbe! Zwei Schlüssel, womit Ihr die Pforten öffnet, die in das Herz von Deutschland führen."

„Und Alles verhält sich genau, wie Du es mir berichtet?"

„Buchstäblich. Die Gesandten der Stadt harren jenseits des Alssundes meines Winkes. Sie sind mit jeder Vollmacht bekleidet, den Vertrag abzuschließen. Soll ich sie hierher bescheiden lassen?"

„O nicht doch!“ entgegnete Waldemar mit dem nur ihm eigenthümlichen Lächeln. „Ein höflicher Wirth empfängt seine Gäste an der Schwelle des Hauses. Soll der König von Dänemark weniger gastfrei sein, als der geringste seiner Bauern? Ein großes Jagen ist veranstaltet worden auf den morgenden Tag. Da wird sich schon eine Gelegenheit finden, den beiden deutschen Bären ein Netz zu stellen. Und nun nicht weiter von Geschäften. Habt Dank, für Eure Botschaft, mein guter Vetter von Orlamünde. He! Marschalk! Sorgt für diesen späten Gast! Und Ihr Alle, thut ihm fröhlich Bescheid. — Wohin, junges Herrlein?“

Der Prinz drückte des Königs Hand an seine Lippen. „Gute Nacht, Vater! Es ist mir zu schwül in diesem Saal. Und werde nicht krank, denn ich habe Deinen Leibarzt in Nacht und Nebel hinausgejagt.“

„Wohin?“

„Zur Mutter meines jungen Kämmerlings Erick Faaborg. Er soll der Sterbenden Trost und Hülfe bringen in deinem Namen.“

„Schmeichler! So geh'! Du wirst nimmer lernen für Dänemark mit Kanne und Becher zu streiten.

Und wenn Dich morgen früh die Trompeten wecken, sei zur Hand, damit Du mich begleitest zum ritterlichen Waidwerk!“

Mit leisem Seufzer schied der Prinz vom fröhlichen Banquet und dachte in der Einsamkeit des Gemaches an den treuen Diener, zu welchem ein unerklärliches Etwas ihn hinzog. Der aber saß daheim am Bette der Mutter, die seine Hand krampfhaft gefaßt hatte, als wollte sie solche nimmer lassen. Er beugte sich zu ihr hinab und küßte tiefbewegt ihre Stirn. Der Oheim saß mit thränenfeuchten Augen am anderen Ende des Krankenlagers. Ein inniges Gebet floß über die bebenden Lippen.

„Mein theurer Sohn!“ sagte die Mutter leise flüsternd. Gott segne Dich tausendfältig für die Freude, die Du mir in meiner letzten Stunde schenkst. Ich sterbe nun gern.“

„Du wirst leben, Mutter, lange leben, um zu sehen, wie ich für meinen jungen König streite und siege. Du wirst noch wieder jung werden in Deinem Sohn.“

„Nein, nein, Erick!“ Ich fühle es anders. Bald werde ich Dir für immer Lebewohl sagen! —

Dir auch, lieber Bruder Ole, Dir auch! Behüte Euch Gott mitsammen."

„Verleihe Dir Gott eine gnädige Auflösung, wenn es doch so sein soll!" entgegnete der Alte schluchzend.

„Weint nicht, Ihr Lieben! Es thut mir weh. Höre, Erick. Da ich nun doch Deine künftige Herrlichkeit nicht sehen soll — Gott lasse sie Dir zum Heile gereichen — gelobe mir Eins."

„Was Du willst, Mutter! Ich gelobe es!"

„Gieb mir Deine Hand, Sohn Erick!"

Die Kranke hielt die Hand des Sohnes mit ihrer letzten Kraft umspannt:

„Weiche so spät von mir als möglich. Geh' nicht eher von dannen, bis du meinen Leichnam in die kühle Erde gelegt hast. Hörst Du, mein Sohn? Neben Deinem Vater laß mich ruhen! Versprich es mir, Sohn Erick!"

„Ich verspreche es Dir!" antwortete dieser.

„Nun bin ich zufrieden," sprach sie und sank mit mattem Lächeln in die Kissen zurück.

Der Arzt des Königs trat ein. Er brachte dem Junkherrn eine Botschaft vom jungen Prinzen Waldemar und ließ sich neben der Kranken nieder, die er mit allem Fleiße beobachtete. Darauf mischte er ihr

sorgsam einen Trank, den sie begierig einsog, worauf in einen sanften Schlummer fiel.

„Ist es ein Stärkungstrank, ehrwürdiger Herr?" fragte der Junkherr den Arzt.

„Wohl ist es ein Stärkungstrank!" entgegnete Jener. „Die Ruhe, welche sie jetzt genießt, wird ihr die Kraft geben, die letzten Augenblicke ohne sonderlichen Schmerz zu überstehen."

„Meine arme Mutter!"

„Beklagt sie nicht. Wie ich die Krankheit erkenne, vermöchte sie nimmer davon zu genesen. Und je schneller es der Himmel mit ihr endet, desto lieber hat er sie und Euch, denn der Schmerzen sind unzählige und sie wachsen mit der Stunde. Wacht als ein treuer Sohn diese eine Nacht bei der Mutter, die so redlich viele Nächte bei Euch wachte. Mit dem anbrechenden Morgen wird dies schwache Licht auf immer verlöschen."

Der Leibarzt entfernte sich.

Langsam schlichen die Stunden dahin. Kein Laut unterbrach die schaurige Stille. Nur einmal vernahm man einen unterdrückten Seufzer und leises Weinen.

Als aber der erste Morgenstrahl durch das nied-

rige Fenster blickte, lag die todte Mutter auf dem Lager ausgestreckt. Der greise Ohm saß neben ihr und wollte ihre Hand nimmer fahren lassen.

„O, Margareth!" seufzte er. „Wie einsam wird es jetzt in diesen vier Pfählen sein!"

Erick hatte das Todtengemach schon seit geraumer Zeit verlassen. Jetzt kam er gerüstet zurück:

„Dir bleibe die Mühe, für die letzte Ruhestätte zu sorgen. Lebe wohl, Ohm!"

Erschreckt sagte der Alte: „Das wirst Du nicht thun, Erick Faaborg! Du weißt ...."

„Ich weiß, was Du sagen willst. Aber ich kann nicht anders. Eine tödtliche Angst hat sich meiner bemächtigt. Es zieht mich mit unsichtbarer Gewalt zu meinem neuen Herrn!"

Erick winkte dem Alten zum Abschied mit der Hand. Dieser aber eilte zu ihm und hielt ihn zurück:

„Du sollst nicht, Unsinniger! Weißt Du nicht, was Du Deiner Mutter kurz vor ihrem Scheiden versprochen hast? Gab Dir Dein König darum den Ritterschlag, damit Dein erstes Werk eine Lüge sei?"

„Rede mir nicht darein! Gott weiß, daß ich meine Mutter geliebt habe! Aber der Boden brennt

unter meinen Füßen. Ich kann nicht länger weilen. Die innere Angst wächst und droht mich zu ersticken."

„Laß dich warnen, Kind! Weißt Du nicht, wie das Lied im Munde des Volkes klingt? Wer seine todte Mutter verläßt, ehe er sie in's Grab senkte und mit heiliger Erde bedeckte, der hört ihre Schritte hinter sich auf allen Wegen und ihr letzter Seufzer klingt ihm gellend in's Ohr, bis an das Ende seiner Tage. Und Du hast es ihr gelobt."

Erick trat an das Lager der Hingeschiedenen und blickte sie durch Thränen an:

„Ich kann nicht, Mutter! Ich kann nicht. Darum gieb mir mein Wort zurück. Gieb es mir zurück! Der Oheim bleibt an meiner Statt. Nicht wahr, Mutter? Du wirst Deinen Sohn nicht quälen um der Liebe willen, die er für seinen Herrn in seinem Herzen trägt? Ruhe sanft, Mutter!"

Er warf sich neben der Todten in die Kniee und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Dann sprang er auf und war verschwunden.

„Bleib, Erick! Bleib!" rief der Ohm jammernd. Aber Erick hörte nicht. Er eilte unaufhaltsam fort. Mit jedem Schritte weiter schlug sein Herz stürmischer. Als er aber gegen Mittag die

Thürme des Schlosses von Odensee im hellen Sonnenlicht funkeln sah, waren die fürstlichen Gäste längst mit lautem Jagdrufe davon gesprengt und Keiner wußte ihm zu sagen, welchen Weg der junge Prinz eingeschlagen, denn der Zug hatte sich in einzelne Haufen getheilt, und diese streiften nach allen Richtungen durch Wald und Feld.

Fernab am Waldessaum klang ein vereinsamtes Jagdhorn. Ueber einen spiegelklaren Weiher, vom dichten Hagedorn beschattet, hallte kaum hörbar das Echo die zögernde Antwort. Der König lagerte mit dem Prinzen am Fuße einer mächtigen Buche. Niemand war bei ihnen, als der Marschalk und ein Diener, der die dampfenden Pferde sorgsam auf und ab führte. Da brach ein Hirsch durch das dichtverwachsene Unterholz, streifte hart an dem König vorüber und flog längs der Waldlichtung. Waldemar sprang auf:

„Mein Pferd! Mein Pferd! Und rasch hinter mir drein, so Ritter als Knapp!" rief der König, sich in den Sattel schwingend. Und im sausenden Galopp flogen die flüchtigen Renner dahin, dem immer mächtiger ausgreifenden Thiere nach.

Waldemar's Jagdspeer sauste durch die Luft; ihm

nach der Speer des Marschalks. Rechts und links bohrten sie sich bis zur halben Länge des Schaftes in die Erde. In wilden Sätzen flog der Hirsch dahin. Am Saume der Lichtung stutzte er einen Augenblick, dann setzte er mit gewaltigem Sprunge über ein breites Wehr in das Dickicht des Waldes. Ihm nach der König auf schäumendem Roß; ihm nach der Prinz im flatternden Haar. Weit dahinter der Marschalk neben seinem gestürzten Roß, und ihm auf der Ferse der Diener, der kopfüber aus dem Sattel flog.

„Sieg, mein Sohn! Sieg!“ rief der König, lebhaft angeregt. „Dort ist das Ende des Waldes!“

„Und dort ist der Hirsch!“ entgegnete der Prinz, der um einige Schritte voraus war. „Und dort! — Vater! — Schau hin!“

Die Reiter stürmten unter den Bäumen hervor. Da lag das vom Glanze des Abendrothes übergossene Meer. Der Hirsch stand verschnaufend am äußersten Strande und senkte den Kopf in die kühlenden Fluthen.

„Nun ist er mein!“ rief der König jubelnd und bohrte dem Pferde die Sporen in die Weichen. Greif' aus, mein Renner! Greif' aus!“

Laut wieherte das Roß, als ob es den Befehl seines Herrn verstanden hätte, und flog über den Ufersand hin. Der Hirsch schreckte auf, warf den Kopf in den Nacken. Er lief, wie betäubt, seinen Verfolgern einige Schritte entgegen und stürzte sich dann in die ihm mit leisem Gemurmel entgegen rauschende See.

Ein wilder Fluch entfloh den Lippen des Königs. Die Stirnader schwoll, wie stets, wenn ihm etwas hemmend in den Weg trat. Unheimlich Feuer leuchtete aus seinen Augen. Sie folgten der Furche, die der Hirsch durch die spiegelglatte See zog.

„Das muß wahr sein," sagte eine Stimme unfern von dem Könige. „So habe ich kein Thier in die See setzen sehen. Aber so ward auch lange keines gehetzt."

Der König wandte sich rasch. Ein einfacher Küstenfischer, der eben mit seinem Boote gelandet war, stand vor ihm.

„Du wagst es?" rief Waldemar.

„Nun? Warum denn nicht? Wir sind ja Christenmenschen mitsammen. Ihr seid ein Jäger zu Lande; ich zu Wasser. Ihr seid ergrimmt, daß Euch der Hirsch entgangen ist. Kann's Euch nicht verdenken. Aergert mich auch, wenn ich den Stör

im Netze zu haben glaube und er schlüpft mir daran vorbei. Aber heute habe ich ihn erwischt."

„Ich will ihn auch erwischen!" sagte der König vor sich hin: „Wo ist er?"

„Der Hirsch? Dort schwimmt er in dem hellen Streifen, den die Sonne auf die See wirft. Wenn er noch kurze Zeit tapfer aushält, kann er am Strand von Lyoe festen Fuß fassen."

„Lyoe!" rief der König lebhaft. „Wie komme ich hinüber?"

„Mein Seel, Herr!" sagte der Fischer. „Wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt und ein gutes Stück Geld obenein, bringe ich Euch vor Sonnenuntergang hinüber. Ein Hausvater muß jeden Verdienst aufsuchen in so schwerer Zeit."

„Bringe mich nach Lyoe und Du sollst mit mir zufrieden sein."

„Ist ein schmuckes Eiland!" sagte der Fischer, sich von dem Könige entfernend; und seinem Boote zueilend, murmelte er in den Bart:

„Ich sagte recht, daß ich heute meines Fanges sicher wäre. Er geht von selber in's Netz."

Der Bub sprang ihm entgegen: „Anders Rasmus! Geht's nach Hause?"

„Nach Lyoe geht's. Und wenn Du nicht herzhaft nach dem Ruder greifst, bekommst Du als Abendbrod ein Endchen von Seilermeisters Bratwurst. Da hast'n grünen Zweig, den ich unterwegs von einem Baum gebrochen. Stecke ihn sogleich auf die Spitze des Mastes, damit die von drüben sehen, daß wir noch nicht an die Heimkehr denken."

Das Fischerboot schwamm im Glanze des Abendrothes nach Lyoe hinüber. Die einzeln am Ufer verstreuten Birken winkten den Kommenden leise flüsternd zu und in dem Laubgezelt der heimischen Buchen klang der schmelzende Gesang der Nachtigall.

Die stille Heiterkeit des Abends machte auf den König keinen Eindruck. Er saß mit vorgebeugtem Haupte, der Spur des Hirsches folgend, bis dieser, von einem Vorsprunge verdeckt, seinen Blicken entzogen ward.

„Brauche Deine Ruder, Mann! Die Zeit geht nutzlos hin."

„Denke nicht!" entgegnete der Fischer, auf den grünen Zweig am Maste blickend, der bei jedem Schwanken des Bootes sich hin und her bewegte. „Seht Ihr nicht, wie mein Ruder sich biegt, wenn ich es einsetze? Verderbe es ganz und gar um Eu-

retwillen. Aber, da fasse ich Grund. Wollen langsam auflaufen, sonst kostet's 'n Stück vom Kiel! Nun, Herr, ist's Euch genehm?"

Mit einem raschen Sprunge waren Vater und Sohn zu Land. Der Fährmann ließ sie ruhig gehen und schmunzelte vor sich hin:

„Um's Fährlohn bin ich gekommen; aber der Bergelohn soll mir nicht entgehen. Konnte kein besseres Tagewerk machen. Sollte ausspähen, welchen Weg der König nehmen werde und fange ihn mit eigener Hand. Komm, Bursch. Du sollst erfahren, daß Anders Rasmus einen guten Tag hatte und mit ihm die halbe Nacht durchrudern."

Er schob das Boot vom Ufer und lachte in sich hinein:

„Jetzt stößt das letzte Boot von Lyoe ab! Wohl bekomme es Dir, König Waldemar. Und wenn Du jemals wieder einen schuldlosen Mann schlagen läßt um einer Weiberlaune wegen, träume von Deinem Fährmann auf der Fahrt nach Lyoe."

Das Fischerboot verschwand. Ein auffrischender Wind führte es eilig davon.

Waldemar fand am Strande die Spur des Hirsches und folgte ihr. Unfern vom Landungsplatze

lag das gehetzte Thier verendet, von hängenden Birkenzweigen halb verdeckt.

„Umsonst die Jagd!“ sagte der König verdrießlich. „Wir kehren ohne Beute heim.“

„Es dunkelt bereits, Vater! Mir ist unheimlich in dieser Stille.“

„Wir wollen hinüber, Sohn,“ entgegnete Waldemar, nach dem Strande zurückschreitend. „He, Fischermann! Wo bist Du? Hollah!“

Alles blieb still.

Der König wiederholte seinen Ruf. Keine Antwort. Er stieß in sein Horn. Der langgehaltene Ton zog in den grünen Wald, er hallte hinaus auf das blaue Meer. Kein Echo trug ihn zurück zu dem Horchenden. Des Königs scharf durchdringendes Auge schweifte den Strand auf und ab. Nirgends ein Boot. Kein Rauch drang aus einer vereinsamten Strandhütte. Kein Fußtritt glitt leise über den knisternden Sand.

Der Abendwind hatte sich gelegt. Die See lag regungslos. Auf ihrer kristallhellen Fluth wiegte sich träumend die Möwe. Kein Käfer summte durch das unbewegte Laub.

Alles still.

„Das ist unheimlich in der That!“ sprach der König, sich schüttelnd. „Komm, Sohn. Wir müssen ein Nachtlager unter diesen Bäumen suchen. Ein schattiger Buchenhain ist auch eine Königshalle mit hohen Säulen und luftigem Baldachin. Schenk und Truchseß mußt Du entbehren, Prinz Waldemar; aber dafür wird der König Dein Kämmerling sein und Dir Dein Lager bereiten.“

Unter drei hochragenden Buchen, die auf einem mit Gras bewachsenen Abhange standen, warf sich der König hin und zog seinen Sohn zu sich nieder:

„Versuche zu schlafen. Ich will es auch! Verdammt dieser Hirsch! — Wenn der Morgen anbricht, und der Fischer nicht wiederkehrt — Der König auf Lyoe! Unter Gottes freiem Himmel und doch gefangen! Höll' und Teufel!“

„Denke nicht darüber nach, Vater. Meine Augen brennen! Ich möchte schlafen.“

„Ich will es auch. Gute Nacht, mein Sohn. — Wenn es ein Schlaf wäre, von dem ich nicht wieder erwachte — dann denke daran, daß Du der Dritte unseres Namens bist.“

„Um Gott, Herr! Welche trübe Gedanken.“

„Es sind Gespenster, wie sie in solchen Nächten

einen König umgaukeln. Auch im Unglück lebt der Däne verschwenderisch. Ein ganzes Eiland ist sein Gefängniß. — Aber ich meine, sie könnten sich verrechnen."

„Wer, Vater? Von wem sprichst Du?

„Ich meine, wenn hier Verrath ist, können wir ihm leicht entgehen. Unser Kerker ist von einer silbernen Mauer umgeben. Wollen wir versuchen, sie zu durchbrechen?"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Traust Du Dir Kraft zu, nach Fühnen hinüber zu schwimmen? Der Däne ist auf dem Wasser heimisch, wie auf dem Lande."

„Was sagst Du, Herr?"

„Es war eine Grille! — Denke nicht weiter daran! — Ich bin inmitten meines Reiches. Nur ein schmaler Meeresarm trennt mich von der tapfersten Ritterschaft, die je einen König geleitete. Ich beschimpfe meine Treuen mit diesem Grübeln. Ich will schlafen."

Waldemar warf sich auf den Rasen und lag regungslos.

Der Prinz setzte sich ihm ganz nahe, das Haupt auf die Brust gesenkt. Er wollte schlafen, aber er

vermochte es nicht. Sein Herz klopfte hörbar. Fieberfrost schüttelte ihn. Sein Blick ruhte auf dem König. Dieser schien zu schlafen.

Eine lange Stunde verging.

Der Prinz fuhr in die Höhe: „Horch das klang wie Ruderschlag!"

„Was giebts?" rief der König, sich aufrichtend.

„Ich höre, Ruderschlag, Vater. Von dort kommt er her."

Der König beugte sich horchend vorüber und deutete nach der entgegengesetzten Seite: „Er kommt von dort, Dich täuscht die Nacht!"

„Da ist es wieder! Dort und dort!" rief der Prinz. „Vater! Was bedeutet das?"

„Ich weiß es nicht!" sprach der König. Der stolze Waldemar stand rathlos, die Arme in einander verschränkt.

„Das war ein Horn, Vater! Es sind die Unsern! Sie suchen uns! Wir wollen ihnen ein Zeichen geben, damit sie uns finden."

Der Prinz griff nach dem Hifthorn. Waldemar hielt seine Hand fest: „Still! Das ist kein dänisches Jagdhorn. Das ist ein anderer Klang. Ich kenne ihn!"

Unter den entfernten Bäumen blitzte es auf. Ein wanderndes Feuer, hüpfend wie Irrlichter; bald hier, bald dort; nirgends und doch überall.

„Das sind Fackeln!" rief der Prinz. Dein treuer Marschalk ist es, sammt Deinen Dienern. Hierher, Männer! Hier ist der König!"

Waldemar unterbrach den Prinzen nicht. „Diese rothe Gluth deutet auf einen nahenden Weltbrand," sprach er vor sich hin. „Da ich den glimmenden Funken nicht austreten kann, mag er zünden je eher, je lieber."

Das Feuer schloß Beide enger und enger ein. Von schnellen Schritten dröhnte die Erde. Waffen klirrten aneinander. Ein riesiger Mann, die glühende Fackel in der einen, das entblößte Schwerdt in der anderen Hand, trat unter den Bäumen hervor und rief lachend:

„Gott zum Gruß, Königliche Majestät von Dänemark! Treffen wir uns hier als fröhliche Jagdkumpane?"

„Heinrich von Schwerin!" entgegnete Waldemar ernst. „Du bist im Bann. Die gegebene Zeit ist verstrichen. Flieh' vor dem strafenden Schwerdt des Gesetzes."

„So lange ich mein eigenes Schwerdt in der Hand habe, brauche ich das des Gesetzes nicht zu fürchten. Ueberdies thue ich nur, was mir zu thun gebührt. Du hast mich zu einem freien Manne gemacht, zu einem vogelfreien! Die Jagd ist das Recht der Freien. Ich bin auf der Jagd."

„Jagst Du bei Nacht mit bloßem Schwerdte und der Glühfackel?"

„Der König verfolgt den königlichen Hirsch am hellen Tage durch Wald und See. Der Gebannte wählt die Nacht, um den jagenden König von seinem Lager zu treiben. Ergieb Dich, König! Du bist mein Gefangener."

Der Prinz rief lebhaft: „Wer wagt es, meinen Vater mit Gefangenschaft zu bedrohen?"

„Ich wage es!" entgegnete höhnisch der Graf, und schwang die Fackel um das Haupt, daß die Funken knisternd umher sprangen. Seine Mannen, die von allen Seiten aus dem Gebüsch traten, warfen sich auf den König, der zähneknirschend der Uebermacht wich.

Einer der Männer löste den hanfenen Strick, womit er sich umgürtet hatte und machte Miene, den König zu binden. Dieser rief:

„Heinrich von Schwerin! Ihr seid mein Feind, aber Ihr seid ein Edelmann. Der König ergiebt sich Euch zur ritterlichen Haft. Duldet nicht, daß einer Eurer Knechte mir die Schmach des Hundes anthue."

„Herr König!" entgegnete der Graf rasch, „wenn Ihr mich jetzt auf Seeland oder Fühnen hättet, würdet Ihr wenig nach meiner edlen Herkunft fragen, sondern mir Arme und Beine so fest schnüren lassen, daß ich an ein Entlaufen nicht denken könnte. Doch will ich Euch zeigen, daß ich lange genug an Eurem Hofe gelebt habe, um Rittersitte zu kennen und zu üben. Laßt des Königs Arme und Beine unbehindert; aber seid wachsam. Euer Kopf bürgt mir für den seinen. Es liegt an Euch, Waldemar, wie Ihr gehalten sein wollt."

Der König reichte seinem Sohne die Hand: „Ich beuge mich dem Schicksal. Führt mich hinweg. Graf von Schwerin, diesen Knaben werdet Ihr hoffentlich ziehen lassen? Was könnte er Euch nützen?"

„Ich verlasse Dich nicht, Vater!" rief der Prinz.

„Das sollt Ihr auch nicht, mein schmuckes Herrlein. Was hülfe es, den Adler vom Horste zu schie-

ßen und die flügge werdende Brut im Neste zu lassen? Fort mit Beiden!"

Die Männer hatten einen dichten Kreis um die Gefangenen geschlossen und Joachim von Boitzenburg rief lachend:

„Das ist ein seltenes Beutestück. Wo ist ein Schrein, kostbar genug, um es aufzubewahren?"

„Fehlt es daran, so lassen wir eigens einen bauen!" rief Graf Heinrich mit Laune. „Es wird doch im deutschen Reiche Steine und Mörtel genug geben, um für die dänische Löwenbrut einen Käficht zu erbauen? Brecht auf!"

König Waldemar und der Prinz gingen Hand in Hand neben einander. Heinrich führte sie den Schiffen zu, die am Strande harrten. Schweigen herrschte rings umher.

Die Gefangenen gingen an Bord. Die Fackeln verlöschten in der See. Wie durch eine unsichtbare Macht fortgezogen, entfernten sich die Schiffe vom Ufer.

Am jenseitigen Strande war es still. Kein Fischerbube wachte in seinem Boote, der mit scharfem Ohr den leisen Ruderschlag vernommen hätte, der

von Lyoe herüber tönte. Kein Licht blitzte in einer Hütte auf und winkte den willenlos scheidenden Königen einen Abschiedsgruß zu.

Die Boote des Schweriners verschwanden in der dunkeln Nacht. Mit ihnen Dänemarks Stolz und seine Hoffnung.

Der Dänenthurm.

Das war ein Wirrniß am großen Jagdabend, und alle Schrecknisse kamen mit der wachsenden Nacht über die Ritterschaft, von wegen des Königs, der sammt dem Prinzen spurlos aus ihrer Mitte verschwunden war. Der Marschalk hatte sich zunächst von seinem Sturze erholt. Er rief mit gellendem Horn einige Knechte herbei, ließ einen derselben bei dem Diener mit halb zerschmettertem Schädel zurück und folgte mit den Uebrigen der Spur seines Gebieters. Keuchend und schnaufend sauste bald das königliche Roß im Galopp ihnen entgegen, ihm nach das Roß des Prinzen, beide mit weit aufgerissenen Nüstern, dampfend und schnaubend, beide ohne ihren Herrn, von weißem Gischt bedeckt. Als die Thiere den Marschalk und seine Genossen gewahrten, bäum=

ten sie sich hoch auf und eilten dann, laut wiehernd, im Fluge des Weges zurück, den sie gekommen.

„Um Gott, hier giebt es ein Unglück!“ rief der Marschalk laut. „Folgt mir Euer Zweie. Ihr Andern zerstreut Euch im Walde und Wen Ihr findet, Dem sagt an, was Ihr gesehen.“

Nach allen Seiten stürmten sie fort. Hurtig ging es durch Bruch und Moor, durch Wiese und Wald. Jagdrufe erschollen, Hörner erklangen, aber kein Ruf, kein Klang gab die ersehnte Antwort. Rathlos standen die Jagdgenossen. Sie ließen ab vom vergeblichen Werke und sandten Boten über das ganze Eiland, die den Schreckensruf weiter tragen sollten durch das Königreich: „Waldemar und sein gekrönter Erbe sind verschwunden!“

Von einer langen Nachtfahrt kehrte der Fischer Anders Rasmus heim. Er saß nachdenklich am Steuer und schien es kaum zu empfinden, daß er seit dem vergangenen Abend der Speise entbehrte. Ein Anderes war es mit dem Buben, den er im Boot hatte, und der mit Thränen in den Augen die Arme sinken ließ:

„Ich kann nicht mehr!“

„War ein langes Tagewerk,“ sagte der Alte,

ihm zunickend, „und ich denke, die Ruhe soll uns wohlthun. Ehe wir aber zu Lande gehen, hole den Zweig vom Maste herunter.“

Der Bube unterdrückte das Weinen, that schnell, wie ihm geheißen worden und als er mit dem Zweige zu Deck kam, sagte er: „Er ist welk geworden. Das macht er hat seine Schuldigkeit gethan, aber nichts davon gehabt.“

„Nichts davon gehabt? Was ist das für ein albernes Geschwätz? Wovon hat er nichts gehabt und wovon kann so ein abgerissener Zweig etwas haben wollen? Halte Deine Zunge im Zaum, oder — —“

„Man kann doch wohl seine Gedanken haben?“

„Gedanken? Worüber machst Du Dir Gedanken? Heraus mit der Sprache, sogleich, oder ich peitsche Dich blutig.“

„Seid doch nicht so unwirsch. Ich meine, wir sind wohl hundert Mal ausgefahren, ohne einen grünen Zweig am Maste, also muß es etwas bedeuten, wenn wir einen so seltsamen Wimpel aufziehen. Und das meinten auch die beiden Jungen in dem jütischen Fischerboot, dem wir einen Augenblick seitlängs lagen. Und weil sie mir aus Mitleid ein

Stück von ihrem Brode gegeben haben, erzählte ich ihnen . . . . ."

„Was erzähltest Du ihnen?" fragte der Fischer, und alles Blut trat aus seinem Gesichte.

„Von der Hirschjagd am gestrigen Abend und wie Ihr die Jäger zur Nacht auf Lyoe hättet sitzen lassen, weil sie Euch nicht den Fährlohn bezahlten."

Der Fischer blieb still. Seine Blicke verriethen, daß er etwas Unheimliches brüte. Plötzlich fuhr er auf:

„Kannst das Vaterunser beten, Bube?"

„Denke wohl, Anders Rasmus."

„So komm her zu mir und bete schnell."

„Warum denn? Ist ja nicht Schlafenszeit. Und wie Ihr die Augen rollt! Ihr macht mir bange. Peitscht mich doch nur nicht wieder so unbarmherzig. Ich will ja noch mehr arbeiten und verlange kein Essen. Das Stückchen Jütenbrod hält noch eine Weile vor."

„Bete!"

„Ich kann nicht! — Gott Vater, erbarme Dich mein! — Ich kann nicht!"

„So fahre ohne Gebet zum Teufel!"

Er packte den Jungen am Genick, preßte ihm

die Kehle zusammen und schleuderte ihn über Bord. Der Bube kam nach einer Weile wieder herauf und versuchte zu schwimmen. Ein Schlag mit dem gewichtigen Ruder des Fischers nahm ihm vollends die Besinnung. Er sank unter. Anders Rasmus griff nach der Steuerpinne und hielt dem Lande zu.

„Das ist für Dein vorschnelles Maul. Einen unnützen Brodfresser und einen gefährlichen Plapperer giebt es weniger auf Fühnen. War eine Nacht, die ich gern vergessen möchte. Seit ich die Peitschenhiebe rächte, die mir der Büttel in des Königs Namen gegeben, schmerzen sie mich ärger als zuvor. Verdammt das Fieber! Es hat mich. Will heim in's Bett und es verschlafen. Wenn ich auch weiß, daß sie den Mann, sammt seinem Sohne fortschleppten, so kann ich doch mit gutem Gewissen beschwören, daß ich nicht weiß, wo sie ihn gelassen haben. Und das ist kein Meineid."

Es wußte es auch Niemand. Da war bald keine Stadt, kein Dorf, kein einzelner Weiler, wohin nicht die Schreckenskunde von den geraubten Königen gedrungen wäre. Ganz Dänemark hüllte sich in Trauergewänder. Jeder Ruf der Freude verstummte. Kein

Glockenklang ward gehört. All' Dänemark vom Gipfel des Glückes herabgestürzt zum tiefsten Leid.

Der ehrwürdige Bischof von Ripen kehrte von einem wichtigen Werke heim. Die Großen des Reiches waren zusammen getreten und hatten auf einem Herrentage den Grafen Albrecht von Orlamünde mit der hohen Würde eines Reichsverwesers bekleidet. Wichtige Beschlüsse wurden gefaßt, denn Großes war zu vollbringen und nur kleine Mittel vorhanden, seit das Haupt fehlte, welches die einzelnen Glieder mit unbeschränkter Macht regierte.

Und der Orlamünder hatte es nöthig, die Zügel scharf anzuziehen. Das Dänenvolk ist stolz und übermüthig. Nur wenn das ungebändigte Roß den Reiter spürt, der Zügel und Sporn zu gebrauchen weiß, fügt es sich duldsam. Ein solcher Reiter war Waldemar. Aber kaum ward dieser des Sattels ledig, als sich jeder Landsasse ein Waldemar dünkte und aus der blendenden Ruhmessonne des Verschollenen sich seine eigene Glorie schnitzen wollte. Dieser Stoß, der die Grundfesten des Landes erschütterte, hallte draußen überall wieder. Am lautesten aber in den Ohren der klugen Herren an der Weser und Elbe, deren immer wachsames Auge unver-

gen, jetzt aber von Nutzen sein sollen. Eines nur ist Noth, daß ich weiß, wie ich Euch Kunde sende, wenn solches vonnöthen oder ich mir Raths von Euch erbitten will."

Solches schien dem Bischofe ein gewichtiges Wort. Er überlegte es mit großem Fleiße, dann aber sprach er lange und ernst mit Erick Faaborg, der mit dem hereinbrechenden Abend die Behausung des Greises verließ und eiligst weiter schritt.

War im Lande umher ein Hoffen und Fürchten in diesen Zeiten der Bedrängniß und der Wirrsale. Aber der Sommer eilte vorüber, ihm folgte der Herbst und allbereits warf der Winter seinen Schneemantel über Thal nnd Hügel, ohne daß irgend ein Sehnen gestillt, oder die kleinste Hoffnung sich erfüllt hätte.

Wie sollten sie es erfahren? Jedes Auge schlief, als in der sommerlauen Maiennacht des Schweriners verwegener Troß das Boot mit den Gefangenen nach der Mecklenburger Grenze hinüber ruderte und nicht rastete, bis die kostbare Beute auf dem Bergschlosse Dannenberg im festen Thurm untergebracht war, der fortan der Dänenthurm hieß.

Dort saßen sie im öden Gemache, das nur mit

nothdürftigem Geräth versehen war. Rechts und links daran lagen die Kammern, darinnen sie sich auf einfachem Lager zur Ruhe niederließen. In der Mitte des Gemaches stand ein schwerer, am Boden befestigter Eichentisch, und zwei Sessel von demselben Holze, stark gebräunt vor Alter, standen daneben.

Das war alles Geräth für die an Pracht und Ueppigkeit gewöhnten Dänenkönige. Im Osten des Gemaches lag ein großer Kamin, durch dessen Schlott heulte der Wind, und fachte die halb erstorbene Gluth wieder zur hellen Flamme an.

Waldemar saß in tiefes Sinnen versenkt, den Kopf in die Hand gestützt und hörte nicht auf die Bitten seines Sohnes, der ihn diesem finstern Brüten entreißen wollte. Er stieß den Jüngling unwillig zurück und dieser blickte traurig auf die Laute, die er in der Hand hielt.

„Warum habe ich es gelernt, diesen Saiten zarte Töne zu entlocken, wenn ich damit nicht den Geist des Unmuthes aus ihm zu bannen vermag? Er merkt nicht auf meine Worte. Meine Lieder hallen spurlos vorüber. In's Feuer mit dem unnützen Dinge."

Er schritt dem Kamine zu, aber als er den Arm

hob und sein Blick nochmals über die Laute hinwegstreifte, die ihm so manche Stunde der schweren Gefangenschaft verkürzte, drückte er sie an sich und sagte flüsternd:

„Nein! Ich lasse Dich doch nicht. Glück und Freude hast Du mir bereitet und diese öden Räume mit zauberisch schönen Gestalten angefüllt. Du hast zu mir die Sprache des Himmels geredet und es war mir oft, als wenn bei Deinen Klängen mein guter Engel mich umschwebte.

Darauf setzte er sich zum Feuer, hielt die Laute im Arm und berührte leise die Saiten, träumend von Vergangenheit und Zukunft, um die trübe Gegenwart zu vergessen.

So war die Stunde nahe, da der Gefangenwärter zu erscheinen pflegte, um das bescheidene Mahl aufzutragen, das Feuer zur Nacht anzuschüren und den äußern Eingang zu dem königlichen Gemache mit doppelten Riegeln zu versperren. Aber heute erschien er nicht zur bestimmten Zeit und wäre wohl nimmer wiedergekehrt, wenn nicht ein sonderlicher Zufall ihm zur Hülfe gekommen wäre. Es war wohl Volks genug im Schlosse, bewaffnetes und unbewaffnetes, aber zu den geheimnißvollen Gefan-

genen konnte Niemand, ja die Meisten wußten kaum etwas von ihnen.

Der alte Markwold lebte Jahr aus, Jahr ein auf diesem festen Schlosse, dessen Voigt er war und das besondere Vertrauen seines Herrn genoß. Er kam selten über das eigentliche Weichbild der Burg hinaus und sehnte sich auch nicht darnach, sondern war vollauf zufrieden, daß sein eigener Sohn diese Neigung theilte. Der Bube war seine ganze Freude. Er sah ihn nach und nach heranwachsen und dachte dabei: Du wirst wohl darüber hinsterben, ehe der Junge einen Bart kriegt, denn Du lebst schon sehr lange. Aber der Jüngling wurde zum Manne und nahm sich ein Weib. Das schmucke Weibchen ward eine glückliche Mutter und der alte Markwold lebte noch immer. Da kam die schwarze Pest in's Land. Sie griff nach Hoch und Niedrig, nach Reich und Arm. Und wie viele Opfer auch vor ihrem giftgen Hauche fielen, für sie waren es nimmer genug. Sie ergriff auch des greisen Schloßvoigtes Sohn und dessen blühendes Weib. Aber der alte Markwold blieb am Leben. Er hatte die kleine Else auf seinem Schooße und wußte seines Grames kein Ende. —

Abermals vergingen Jahre. Das Mägdelein war herangewachsen, lieblich anzuschauen wie eitel Lilien und Rosen. Sie war des Großvaters Entzücken, der Gefangenen Trost und das Juchhei aller jungen Burschen, wenn der Dudelsack zum Tanze rief. Das Mägdelein aber tanzte gar gerne und der alte Markwold stieg gutmüthig mit ihr hinab in's Dorf, und hatte Acht auf sie, wenn die schmucke Dirne, trotz einer fürstlichen Prinzessin, ihre Ritter und Troubadours um sich sammelte.

Ging heute absonderlich lustig zu im Dorfe, denn es gab nicht nur bei'm hellen Feuer Musik und Meth vollauf für Jeden, der es bezahlen konnte, sondern war auch noch ein närrischer Kauz in das Dorf gekommen einen schmalen Quersack auf dem Rücken, der hatte Herberge verlangt für die Nacht. Aber statt sich hinzustrecken auf die Streu und zu schlafen, wie andere Christenmenschen, die den Tag über durch den tiefen Schnee gewatet sind, setzte er sich zu dem Volke, das von fern dem Tanze zusah und begann zu ihrem Ergötzen allerhand Schwänke. Bald setzte er ein dürres Zweigelein, an dessen Spitze ein schwerer Stein hing, auf seine Stirn und es fiel nicht um. Bald verflocht er einen langen Strohhalm zu

einem künstlichen Knoten, und gelobte ein reichliches Maaß Demjenigen, der ihn lösen würde; und als es Keiner vermochte, zeigte er mit einem Griffe, daß es gar kein Knoten gewesen. Dann nahm er von der Wirthin zwei Eier. Er warf sie in die Luft und fing sie wieder, Eins nach dem Andern, oder Beide zugleich; herüber und hinüber, aus der Rechten in die Linke, so schnell, daß man es kaum merkte, und als er sie auf den Tisch legte, war auch nicht ein Pünktchen von der Schaale verletzt. Und so sorgsam er vorhin die Eier mit den Fingerspitzen gehandhabt, griff er jetzt mit starker Hand an das Genick eines stämmigen Burschen und schwenkte ihn um den Kopf, daß männiglich von seiner Stärke überzeugt ward und ihn ungehudelt ließ.

Während dessen wurde das junge Volk bei'm Tanze überlaut und die Fröhlichkeit drohte in Lärmen und Geschrei auszuarten. Schön-Else hatte drei Tänzer nach einander abgewiesen und war nachher mit einem Vierten davongesprungen. Das nahmen die drei Ersten übel und sprachen von der Dirne in wegwerfendem Tone. Vater Markwold hatte es gehört und entgegnete verdrießlich: die Else könne tanzen mit Wem sie wolle, es habe Keiner darüber

zu reden. Wem es aber nicht gefiele, der möge sich eine andere Gelegenheit suchen. Er sei der Schloßvoigt vom Dannenberg und seine Enkelin brauche nicht die gehorsame Magd jedes großmäuligen Gesellen zu sein. Das Wort fiel wie Feuer in einen ausgedörrten Strohschuppen. Die verschmähten Tänzer drangen auf den Alten ein und er würde sein unüberlegtes Schwatzen hart haben büßen müssen, wenn nicht der junge Hexenmeister herbeigesprungen wäre und den Voigt von den Hitzköpfen befreit hätte. Schön-Else war in der Angst zu den Weibern geflüchtet und sah mit bebenden Lippen und gefalteten Händen hinüber zu dem Großvater und zu dem jungen Gesellen, der diesem so stattlich zur Seite stand.

Die Bauern waren vor dem unerwarteten Widerstand zurückgewichen und stolperten verblüfft übereinander. Als sie sich aber wieder aufrafften, besannen sie sich und es ärgerte sie mächtig, daß ein Einzelner sie wie ein Bund Garben zusammengedroschen. Darum winkten sie sich heimlich zu und wollten ihn hinterrücks überfallen. Aber der junge Gesell zeigte, daß ein guter Drescher auf jeder Tenne und mit jedem Flegel dreschen kann, denn wie vorhin die Eier, so flogen jetzt die halbtrunkenen Bauern durch

die Luft, aber nicht aneinander vorüber, wie Jene, sondern ihre Köpfe stießen zusammen so fest und nachhaltig, wie Holzköpfe nur immer können und auf einen Stoß gab es immer zwei Brauschen. Währte nicht lange, da hatte er das Gesindel zur Schenke hinausgetrieben; die Alten aber und die Weiber folgten von selber. Blieb Niemand drinnen als der alte Markwold und die schmucke Else. Als nun der Herbergswirth sah, was für tüchtige Arbeit sein junger Gast gemacht hatte, ging er zu ihm und sagte:

„So ich Euch Gutes rathen soll, macht Euch aus dem Staube, je eher, je lieber. Wie ich das junge Volk kenne, schämt es sich draußen über die Maßen und kehrt zurück, um Euch den Garaus zu machen. Und wenn Ihr geborgen seid für diesmal, kommt nicht wieder daher. Bei mir muß es immer ehrbar zugehen, Ihr aber seid ein böser Kobold, dem das Unheil auf dem Fuße folgt.

Der Schloßvoigt aber, um dessentwillen der ganze Aufruhr stattgefunden, konnte nicht anders: Er mußte den jungen Wandersmann einladen, für diese Nacht bei ihm Herberge zu nehmen. Der nahm es an und sie gingen selb drei nach dem Schlosse.

Und so geschah es, daß König Waldemar und

sein Sohn an diesem Abend erst spät ihre Mahlzeit erhielten und es war schon über Mitternacht hinaus, als die Riegel draußen klirrten.

Als aber am andern Morgen der alte Markwold seinem jungen Gaste den Imbiß brachte und ihm eine glückliche Reise dazu wünschen wollte, fand es sich, daß dieser sein Lager nicht verlassen konnte, denn er hatte gestern Abend bei dem ungleichen Kampfe einige tüchtige Hiebe bekommen und litt große Schmerzen. Als Schön-Else das hörte, trachtete sie voll Mitleid, wieder gut zu machen, was durch ihre Schuld Uebles geschehen und begehrte die Wunden des Gastes zu verbinden, was diesem mit nichten unlieb war. Wenn aber Stahl und Stein öfters an einander schlagen, sprühen Funken, die oft großen Brand erzeugen. Noch waren die Wunden nicht geheilt, welche die Bauern geschlagen hatten, als schon eine weit tiefere Wunde den Jüngling mit tausend Schmerzen erfüllte. Traurig schaute der junge Arzt darein, denn er sah durch die Augen des Kranken in sein liebeswundes Herz, weil er kein Mittel wußte für diesen neuen Schmerz und nicht bedachte, daß er um gleicher Ursache willen ein gleiches Leid duldete.

Der alte Schloßvoigt aber sah, trotz seiner schwachen Augen, schärfer als die Beiden und sagte zu ihnen:

„Sehe schon, wie die Sachen stehen und will ein Ende machen. Ist mir zwar nicht lieb, daß ein Fremdling, der mir bei Nacht und Nebel in's Haus schneite, die schmucke Dirne freien soll, um die sich so viele Landeskinder vergeblich beworben. Aber was will ich machen? Die Else sieht so betrübt aus, daß ich fürchte, sie siecht hin, wie ein verfrüh-tes Blümlein, das der Märzschnee tödtet. Darum weilt hier, daß man Euch näher kennen lerne und wenn es Gottes Wille ist, habt Ihr über's Jahr ein Weib. Will auch den gnädigen Herrn bitten, daß er Euch mein Amt übertrage, dieweil Gott end-lich ein Einsehen haben und mich zu sich berufen wird."

Dieser Worte freuten sich Else und ihr Geliebter, der nun der Gehülfe des Voigtes wurde und von Allem, was das Schloß verbarg, Kunde erhielt, zu-letzt auch von den beiden geheimnißvollen Gefange-nen im einsamen Thurmgemach.

Abermals neigte sich ein trüber Wintertag seinem Ende zu. Vater Markwold hatte das Feuer im

Kamine zusammen geschürt, Else den Nachtimbiß aufgetragen und Beide entfernten sich, schweigend wie sie kamen.

Wie an jenem Abende, als unten in der Schenke der fröhliche Tanz war, saß auch heute König Waldemar auf seinem Sessel und stierte vor sich hin. Wer den König gesehen hatte, als er von seinem Kreuzzuge heimkehrte, im Glanze des Frühlings und seiner Kraft und ihn jetzt sah mit den hohlen Augen den bleichen, eingefallenen Wangen und dem verworrenen Bart, der hätte ihn nimmer wieder erkannt. Auch der Prinz schwand sichtlich hin, nicht sowohl aus Gram über die verlorene Freiheit, sondern über den Gram des Vaters, der sich innerlich aufzehrte. Anfangs sprach er ihm eifrig Trost zu, als er aber gewahrte, es seien vergebliche Worte, versagte ihm die Kraft und sie saßen sich stumm gegenüber. Nur wenn die Nacht hereinbrach und der König sich in dumpfer Gleichgültigkeit auf sein Lager warf, nahm der Prinz seine Laute von der Wand und entlockte ihr die heimischen Melodieen, die er in glücklicheren Tagen unter Seelands grünen Buchen gelernt hatte. Und wie Ton auf Ton ihn schwellend umkreiste, sang er mit tiefer Bewegung:

„Grünender Buchenhain,
Bläulicher Belt;
Lieblicher Sonnenschein!
O, welche Welt!
Das ist der Dänenstrand,
Das ist mein Heimathland,
Ach mir so fern.“

Er schwieg vor Wehmuth. Die Hand war längst über die Saiten hingeglitten, aber der letzte Ton schwellte zu immer mächtigeren Accorden an. Erstaunt fuhr der Prinz von seinem Sitze auf und sah sich zögernd um. Ein leises Frösteln überrieselte ihn. Aber er täuschte sich nicht. Der Klang der Laute tönte fort und fort und die Antwort auf sein Lied traf vernehmlich sein Ohr:

„Buche ist öd' und leer,
Eis ist der Belt;
Sonnenlicht glüht nicht mehr,
Todt ist die Welt!
So ist der Dänenstrand,
So ist's im Heimathland,
Seit Du ihm fern.“

Der Prinz verschlang die Worte mit dem Ohr. Sein Herz schlug in lauter Bewegung. Er griff einen vollen Accord und sang mit heller Stimme:

„Sage mir, Wandersmann,
Kommst Du daher,

Wo mächtig wolkenan
Donnert das Meer?
Dort, wo mich Alles liebt,
Hier bis zum Tod betrübt,
Oede und leer."

Aengstlich forschend hielt er inne. Aber nur einen Augenblick blieb es still, dann fand seine Laute ihr Echo wieder und die fremde Stimme sang:

„Stunde auf Stunde flieht; —
Sonnige Pracht
Hell durch die Himmel glüht!
Frühling erwacht!
Frühling in Baum und Strauch,
Frühling im Herzen auch,
Wonnig und hell."

Und mit diesem freundlichen Trosteswort schied der unbekannte Sänger. Der Prinz ging freudig erregt in dem Gemache auf und ab. Er drückte die Hände gegen die Brust, als fürchte er, der stürmische Schlag seines Herzens werde sie zersprengen:

„Wer bist Du, freundlicher Sänger und woher kommst Du mit Deinem trostreichen Liede? O noch ein Mal, nur noch ein einziges Mal laß mich Deine Stimme hören."

Und wie der Prinz, vergebens einer Antwort harrend, mitten im Gemache stand, war es plötzlich, als ob ein Blitz vom Himmel niederschlüge, der

Alles in ihm erhellte, und, „Erick Faaborg!" rief er überlaut. „Er ist's! Er ist's! Wache auf, König! Es ist die Taube Noahs, die mit dem Oelblatt des Friedens sich auf das Eisengitter unseres Kerkers setzt! Erwache, König!"

Erschreckt sprang der König von seinem Lager und trat in das Gemach. Mit einem Gemisch von Lachen und Weinen warf sich der Prinz in höchster Erregung an die Brust der Vaters und erzählte ihm von dem fremden Sänger und seinem tröstenden Liede.

„Du träumst, mein Sohn!" entgegnete Waldemar ernst. „Unterlasse dies endlose Lautenspielen. Es reibt Dich auf."

„Ich habe nicht geträumt, Vater! Es war zu natürlich, zu schön! Erick war es; Erick Faaborg, den Du mir zum treuen Knappen schenktest, damit er mein Orlamünder werde. Ja, mein Orlamünder! denn er hat nicht geruht, bis er den Kerker gefunden, der uns umschließt und weilt nun mit uns unter einem Dache."

Der König schüttelte ungläubig das Haupt: „Heinrich von Schwerin hält uns gefangen, und die deutschen Fürsten, die freier Athem schöpfen, seit

ihnen das Schwerdt Waldemars nicht mehr häm- mernd im Nacken sitzt, lassen den Königsraub unge- rächt, auch wenn sie Kunde davon haben. Meinst Du, daß diese Deutschen, die, im offenen Streite mit uns, stets einen gewaltigen Anlauf nehmen und doch immer zu kurz springen, es zulassen werden, daß sich einer der Unsern hier eindrängt, um vor unserer Kerkerpforte lustige Märchen zu singen? Du hast geträumt, mein Sohn! Wirf Dich auf Dein Bette und verschlafe Deine Grillen."

„Du wirst mir den Glauben an Ericks Treue nicht erschüttern," sprach der Prinz zuversichtlich.

„Einen Monat ist es her, seit die Kommissarien des Schweriners hier erschienen, und uns die Be- dingungen vorlegten, unter welchen wir unsere Frei- heit wieder erlangen sollten. Wir haben sie mit Hohn aus unserm Kerker getrieben und lieber die Ketten in Ehren weiter getragen, als die Freiheit durch einen schimpflichen Vertrag eingetauscht. Sie staunten über unsern Trotz und meinten bei'm Schei- den, wenn sie nach geraumer Frist wiederkehrten, würden sie uns fügsamer finden. Wie damals brau- chen wir heute unsern ganzen Muth, unsere volle Be- sinnung. Jeden Augenblick kann die Stunde an-

brechen, wo sie uns unvorbereitet überfallen und mit süßen Versprechungen locken werden. Vielleicht waren diese Lautenklänge — wenn Du sie in Wirklichkeit hörtest — bereits ein Vorzeichen. Sei besonnen, Waldemar! Ich warne Dich!"

Niedergeschlagen ging der Prinz in sein Kämmerlein und suchte das dürftige Lager auf. Aber, wie auch die Worte des Vaters ihm zu Herzen gingen, er vermochte die Zaubertöne, die er vernommen, nicht zu bannen und entschlummerte unter ihren Klängen.

Als am andern Morgen der erste Schimmer des Tages durch die engvergitterten Fenster fiel, die am obersten Simms des Gemaches angebracht waren, kam nicht der alte Markwold, sondern Schön-Else und brachte den Gefangenen den Imbiß. Dabei schürte sie das Feuer im Kamin heller an und sagte zum Könige, der ihrer kaum achtete:

„Der Großvater ist krank. Habt also Geduld, wenn nicht Alles so geht, wie Ihr es bei ihm gewohnt seid. Ich bringe einen Gehülfen mit mir, der seit Kurzem im Schlosse wohnt und mein Bräutigam ist. Er trägt frisches Holz zum Feuer."

Gebückten Hauptes, mit einer schweren Ladung

Holz auf dem Rücken, trat Erick Faaborg in das Königs-Gemach. Er trug einen groben Kittel, wie er bei den Landleuten dortiger Gegend üblich, und hatte unförmliche mit Stroh ausgefüllte Holzschuhe an den Füßen. Er brummte halblaut einen guten Morgen vor sich hin, warf das Holz auf den Estrich, und begann, es neben dem Kamin aufzuschichten.

Else sah ihm eine Weile zu, dann aber begann sie zu suchen, als vermisse sie etwas und fragte rasch:

„Aber, wo ist doch nur der Korb mit dem Brode geblieben? Ich bat Dich doch, ihn in die Hand zu nehmen.“

„Hab's vergessen!“ murmelte Jener zwischen den Zähnen.

„Du vergißt auch jedes Mal etwas!“ entgegnete das Mädchen ärgerlich. „Nun kann ich die drei Treppen wieder auf- und absteigen, wenn ich nicht will, daß das junge Herrlein hungern soll bis zum Abend. Dafür sollst Du aber auch den ganzen Tag keinen Kuß von mir bekommen.“

Damit war sie hinaus. Erick erhob sich, blickte ihr durch die Thür nach und warf sich in großer Bewegung dem Prinzen zu Füßen:

„Endlich habe ich Euch gefunden! Reicht mir

Eure Hand, damit ich sie an meine Lippen drücke, und gewährt mir Verzeihung dafür, daß ich fern war, als Euch ein treuer Wächter noth that."

„Erick Faaborg!" rief der Prinz freudig überrascht und zog den treuen Diener mit überströmenden Augen an sein Herz. „Woher kommst Du und wie war es Dir möglich, uns aufzufinden?"

„Mich hat Gott geführt!"

„Er sei gepriesen! Aber nicht in dieser Stunde bist Du gekommen! Du weilst schon länger hier. Warst Du nicht jener Lautenspieler zur Nacht?"

„Ich war es."

„Siehst Du, Vater?" rief der Prinz dem näher tretenden König zu. Ich wußte es wohl."

Waldemar war nicht minder erregt, als sein Sohn. Tausend Gedanken hatte das unerwartete Erscheinen des jungen Mannes in ihm geweckt, tausend Hoffnungen knüpften sich daran. Aber er wußte sich besser zu beherrschen und fragte anscheinend ruhig:

„Welche Botschaft bringst Du in unsern Kerker?"

„Verzeiht mir, königlicher Herr, wenn ich karg mit Worten bin. Die Zeit drängt. Das Wagniß ist groß. Niemand ahnt hier, wer ich bin. Nur

der Bischof von Ripen weiß daheim von meinem Unternehmen. Es galt zunächst, Euch aufzufinden. Das ist geschehen. Nehmt dies Blatt von Seiner Würden. Hier ist Pergament und Griffel. Morgen um dieselbe Zeit werde ich Eure Befehle empfangen. Laßt mich, gnädigster Prinz. Schon kommt das junge Mädchen zurück, sie darf nichts merken. Aber sprecht von mir, und was sie auch von mir rühmen möge, begehrt es zu sehen. Das wird uns Gelegenheit geben, morgen länger beisammen zu bleiben."

Er war kaum zu seiner Beschäftigung zurückgekehrt, als Else mit den Brödchen eintrat. Der Prinz dankte für die Mühe, und sagte scherzend:

„Du hast Dir einen unbeholfenen Liebsten ausgesucht, Dirne. Auf zehn Fragen giebt er kaum eine Antwort. Du wirst bei ihm das Sprechen verlernen."

„Nicht doch. Ich habe vielmehr Zeit, recht viel zu sprechen. Schickt sich auch nicht für einen Mann das viele Schwatzen; der muß etwas thun. Und mein Bräutigam schafft redlich das Seine. Ich muß es rühmen."

Erick schaute sich um und lachte vergnügt in sich hinein, der Else zunickend.

„Was Du nicht sagst!" entgegnete lächelnd der Prinz. „So wie er da am Kamin hockt, scheint er mir mit Haut und Haar einer von den Gesellen zu sein, die dem Feind am liebsten den Rücken zeigen. Welche absonderliche Heldenthaten haben ihm denn Dein Herz erworben?"

„Ich sehe wohl, Ihr treibt Euern Spott mit uns!" sagte Else empfindlich. „Aber ich weiß, was ich weiß und damit Ihr besser von ihm denken lernt, will ich Euch Alles erzählen."

Sie beschrieb nun, was ihr an jenem Abend bei'm Tanze begegnet war, und schilderte mit heiterem Lachen die großen Zauberkünste, womit Erick die Bauern so sehr in Erstaunen gesetzt hatte, daß sie noch heute mit Kopfschütteln davon redeten.

„Also ein Hexenmeister bist Du?" wandte sich der Prinz an Erick, der seine Arbeit beendet hatte und an der Thür wartete. „Das möchte ich sehen. Willst Du uns nicht eine Probe davon zum besten geben?"

„Jetzt nicht!" antwortete Erick halbmürrisch.

„Brauche dazu mancherlei Dinge, die hier nicht sind. Aber morgen wenn ich neues Holz bringe..."

„Oder übermorgen!" rief der König.

„Uebermorgen habe ich keine Zeit. Ich muß verreisen."

„Ach ja! Er muß!" sagte Else betrübt.

„Und weßhalb?"

„Will das Mädel heirathen. Aber der Priester giebt uns nicht zusammen, bevor er nicht ein Zeugniß bekommt, woraus er sieht, daß ich Der bin, Der ich bin. Wozu braucht's ein Zeugniß für ihn, daß ich's bin? Sieht mich ja."

„Großvater sagt, das sei nicht genug. Es muß gehörig verbriest sein, daß Du ordentlicher Leute Kind bist und mich heirathen darfst."

„Morgen Abend gehe ich darnach aus. Und wenn wir Mann und Frau sind, mußt Du mit mir in meine Heimath. Die wird Dir gefallen. Wollen die Herren morgen früh meine Kunststücke sehen?"

„Gewiß, mein tapferer Ritter," antwortete scherzend der Prinz. „Achtet aber darauf, daß Ihr wohl gerüstet seid, damit kein überlegener Feind Euch aus dem Sattel wirft."

„Ich bin gerüstet!“ entgegnete Erick Faaborg und verließ mit Else den Kerker.

Am andern Morgen war er frühzeitig da, aber nicht mit Else allein, sondern der alte Markwold hatte sich, trotz seiner Schmerzen, aufgemacht, um seiner Else künftigen Mann selbst einzuweisen, wie er das Feuer gehörig anzuschüren und das Holz aufzuschichten habe. So war er nun doppelt überwacht und hatte zwiefache Vorsicht vonnöthen, denn der Alte schielte oft seitwärts, bald nach den Gefangenen, bald nach seinem Gehülfen, als sei ihm plötzlich ein Verdacht gekommen. Erick Faaborg aber ließ sich nicht irren. Er hielt den welken Zweig mit dem schweren Stein in der Schwebe, verschlang den Strohhalm zum unentwirrbaren Knoten und warf die Eier bis an die Decke des Gemaches.

„Nun gebt Acht!“ rief er dem Könige zu. „Das ist der Hauptwurf. Haltet die Hand offen hin und ich wette, daß Ihr es fangt. Ihr, Vater Markwold, stellt Euch dorthin, ich werfe Euch das andere Ei zu. Nehmt aber statt der Hand Eure Mütze, denn Ihr zittert zu sehr.“

Er stellte den Alten so, daß er dem Könige den Rücken zudrehen mußte und begann sein Spiel; Wal-

demar aber, der den Jüngling verstand, rief laut:

„Ich hab's!"

„Habt Ihr's? Dann kommt die Reihe an Euch, Vater. Gebt Acht!"

Und während der Alte das über ihn wegfliegende Ei zu erhaschen suchte, war Erick Faaborg blitzschnell an des Königs Seite und schob das beschriebene Pergament, was ihm Dieser reichte, in sein Wamms. Dann rief er lustig:

„Ihr habt das Ei fallen lassen, Vater. Das ist aber Euer Ungeschick, nicht das meine. Nehmt mir die Else besser in Acht, wenn ich fort bin. Heute Abend breche ich auf, und ehe eine Möwe am Belt über freies Wasser fliegt, bin ich zurück."

Der Prinz sah trübe vor sich hin und sang mit bewegter Stimme:

„Buche ist öd' und leer,
Eis ist der Belt;
Sonnenlicht scheint nicht mehr!
Todt ist die Welt!"

Erick Faaborg war schon in der Thür. Der Alte stützte sich auf ihn. Er hielt Else umschlungen:

„Der Tausend! Kann das Herrlein schmuck singen. Hatte auch einmal einen Ton in der Kehle,

wenn ich das junge Volk zum Tanze zusammen pfiff. Will versuchen, ob es noch geht:

„Stunde auf Stunde flieht; —
Sonnige Pracht
Hell durch die Himmel glüht!
Frühling erwacht!"

Das war wenig besser, als ein Rabe zu krächzen pflegt. Laßt den Raben fliegen; um so eher kehren die Schwalben heim."

Er entfernte sich ohne weitern Gruß. Der Prinz warf sich erschüttert in die Arme des Königs und Dieser sagte:

„Dänemarks Genius leite seine Schritte!"

Geistliche und weltliche Herren.

Geschah zu Hamburg am ersten Tage des Jahres zwölf hundert vier und zwanzig, daß der ehrsame Rathmann, Cord Holtendorp, einen Gast empfing und sich mit Demselben in ein einsames Gemach zurückzog. Mußte ein bedeutsames Werk sein, was die Herren mitsammen zu fördern hatten, denn zur großen Sorge der Hausfrau war die Mittagsstunde schon eine geraume Zeit vorüber und die geheime Berathung noch immer nicht zu Ende. Mitten im Gemache stand ein mit Pergamenten und alten Büchern bedeckter Tisch. Am obern Ende saß der Rathmann, die Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf seinen Gast blickend, um dessen Stirn eine düstere Wolke schwebte. Dies war der königlich dänische Geheimderath und

Kanzellarius, Ole Karstensen, der hochbetraute Secretär des Reichsverwesers, Grafen von Orlamünde, der mit wichtiger Botschaft gekommen und von dem Rathe an Herrn Cord Holtendorp gewiesen ward, um mit Diesem, als des edlen Rathes Gevollmächtigten, die Sache zu beenden.

„Wahrlich, Herr Holtendorp," sagte der dänische Gesandte nach einigem Stillschweigen, „der ehrsame Rath hätte keinen zäheren Vertreter wählen können, als gerade Euch. Ihr seid so unzugänglich..."

„Entschuldigt, Herr Abgesandter. Ich meine, daß Ihr in der Zeit, daß dieses Haus die Ehre hat, Euch als Gast zu herbergen, öfter Gelegenheit hattet, Euch vom Gegentheil zu überzeugen."

„Ich meine nicht das!" entgegnete rasch der Kanzellarius. „Die deutsche Gastfreundschaft, berühmt bei allen Völkern, findet in Hamburg ihr würdigstes Asyl. Ich meine vielmehr die an Ungerechtigkeit streifende Härte, womit Ihr uns zu behandeln gedenkt, weil wir scheinbar für kurze Zeit der gewohnten Hülfsquellen entbehren."

„Scheinbar, Herr Abgesandter? Ich denke die Verlegenheit liegt klar genug am Tage. Ihr bemüht Euch vergeblich, dies zu verhüllen."

„Nun ja. Es ist, wie Ihr sagt. Das furchtbare Unglück, welches über Dänemark hereingebrochen ist, beginnt dasselbe zu zerrütten. Von Außen, wie von Innen erhebt sich der Feind zu seiner Vernichtung. Dazu die Ungewißheit über das Schicksal des Königs und endlich die Furcht vor den Opfern, die gebracht werden müssen, um seine Freiheit zu erlangen. Denn daß Waldemar auf eine hinterlistige Weise gefangen ward und mit seinem Sohne, dem gekrönten Nachfolger in einem unbekannten Kerker schmachtet, bezweifelt nun wohl Niemand mehr."

„Ihr werdet ihn befreien! Müßt ihn befreien, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll."

„Geht uns bei diesem Werke freundnachbarlich zur Hand und Ihr werdet Euch einen dankbaren Bundesgenossen erwerben. Erscheint Euch jetzt bedenklich, was Euch früher so natürlich war? Erinnert Euch, was Ihr und die Bremer durch den Stadthalter von Nordelbingen für Anerbietungen habt machen lassen."

„Durch den Orlamünder? Recht. Wir sind Seiner wohl eingedenk in Nordelbingen. Namentlich wir Hamburger, denn wir wissen noch genau, mit welchem Hohn Graf Albrecht auf uns Alle herabsah,

als er uns von König Waldemar für siebenhundert Mark löthigen Silbers gekauft hatte."

„Die Stadt willigte drein, Herr Holtendorp. Es geschah mit ihrer Zustimmung."

„Zustimmung?" fragte Jener mit Bitterkeit. „Höll' und Teufel! Hat Jemand sich die Mühe gegeben, in unsre Herzen zu schauen? Und für welchen Spottpreis! Wie man dem Abdecker einen Pfennig hinwirft, damit er ein verendet Aas von dem Kehricht auf seinen Karren lade, so warf uns König Waldemar hin für ein klingend Almosen. Höll' und Teufel! Eine Stadt wie diese um siebenhundert Mark! Eine Stadt wie Hamburg mit all' ihren reichen Mitteln und einer Zukunft wie keine zweite in allen deutschen Landen für siebenhundert Mark! Es schneidet mir noch heute durch die Seele."

„Bezwingt Eueren Unmuth, Herr Holtendorp. Er fördert unser wichtiges Geschäft keinen Zoll breit."

„Ihr habt diesmal Recht. Entschuldigt mich, Herr Kanzellarius. Aber es giebt keinen Hamburger, der nicht bei der Erinnerung an jene Schmach in Feuer geräth."

„Ich begreife. Aber darf ich Euch erinnern, daß der Orlamünder edler mit Euch verfuhr, als je ein

Fürst mit einem Lande, oder einer Stadt gethan, die ihm solcherweise zufiel?"

„Mich soll es nicht wundern, wenn Ihr ihm auch das zu einem besonderen Verdienste anrechnet. Wem sind die sogenannten Gnadenbezeugungen des Grafen mehr zu Gute gekommen, als ihm selber? Mit unserm zunehmenden Wohlstand wuchs sein Reichthum in's Große. Der Bauer hält seinen Acker nur darum gut in Dung, damit er ihm doppelte Frucht trage. Nichts mehr davon, Herr Karstensen. Graf Orlamünde hätte sehr unweise gehandelt, wenn er die Quelle abgrub, die uns tränkte, denn er wäre am ersten verdurstet. Aber wir sind seine Knechte gewesen, seine Leibeigenen! Knechte zwar im Spitzenkragen und in stattlichen Häusern wohnend, aber doch Knechte."

„Und Euere endliche Forderung?"

„Ihr braucht Geld. Der mächtige Statthalter von Nordelbingen, der stolze Reichsverweser von Dänemark braucht Geld. Nun denn, Herr Abgesandter; die Säckel der Stadt Hamburg stehen zu seinen Diensten. Er soll hineingreifen dürfen. Tief, recht tief! Wir sind zwar Kaufleute, die das Ihrige zu Rathe zu halten wissen; aber in diesem einen

Punkte gebehrden wir uns wie unsinnige Verschwender.“

„Und dieser Punkt?“

„Der Freibrief! Hamburg will seine Freiheit! Alles Zwanges ledig will es sein und auch des Scheines der Knechtschaft bar. Reichsunmittelbarkeit fordert es für sich, wie die hochgebornen Fürsten und Grafen. Wüßte nicht, was wir nicht könnten im Vergleich zu Euren Helden mit kleinem oder großem Purpur und wohl noch etwas darüber. Und darum wollen wir ihnen auch in keiner Weise nachstehen. Hier Hamburgs letztes Wort: Den Freibrief für die Stadt und deren Weichbild und man wird uns dankbar finden. Wo nicht, ist jede weitere Unterhandlung als unnütz abgebrochen.“

„Ich bitte Euch, Herr...“

„Hier endigt meine Vollmacht. Darum überlegt es mit allem Fleiße und handelt dann, wie es Euch am weisesten dünkt, und Den am meisten fördert, der Euch sandte und dessen Gerechtsame Ihr wahrt. Nun aber meine ich, wir begeben uns der Sorge für Stadt und Land und denken einen Augenblick an uns selbst. Ein Blick auf diese Sanduhr belehrt mich, in welche Aengsten wir die Haus-

frau gesetzt haben, da ihre Mahlzeit schier am Feuer verdorben sein kann. Ihr schenkt mir doch die Ehre, an meinem Tische das Gratias zu sprechen?"

Herr Cord Holtendorp erhob sich und führte seinen vornehmen Gast in das Vorderzimmer des Hauses, wo die Frau im Festgewand desselben harrte und ihn zu dem Ehrenplatz führte, gerade zu derselben Zeit, als in dem erzbischöflichen Palaste zu Bremen der Erzbischof Gerhard in traulicher Zelle den silbernen Becher ergriff und ihn seinem würdigen Bruder, dem Bischofe von Schleswig kredenzte.

Der Schleswiger setzte den Becher nieder, ohne ihn berührt zu haben: „Haltet es mir zu gute, daß ich Eure Gabe verschmähe, aber ich habe das Gelübde gethan, keinen Tropfen Wein zu trinken, bevor ich erreicht habe, was ich mir vorgenommen."

„Eure Würden gestatte mir zu bemerken, daß dies mächtig unklug ist," entgegnete der Bremer Erzbischof. „Auch ich habe Vieles mit sonderlichem Fleiße vorbereitet, und denke es mit Gottes Hülfe durch Beharrlichkeit zu erreichen. Aber sich bis dahin mit stetem Durste zu kasteien, wäre thöricht, und ist auch ein solcher Fall in den Kirchenbußen nirgend vorgesehen. Ich halte vielmehr dafür, daß man in

besonders schweren Zeiten je zuweilen ein Paar Züge über das gewöhnliche Maaß thun müsse, um Kopf und Herz stets auf dem rechten Fleck zu haben. Besinnet Euch deshalb eines Bessern, und wollt Ihr Euch nicht durch mich von dem Weingelübde entbinden lassen, so steht dort eine Kanne alter Meth, die Euch allenfalls den Wein vergessen läßt."

„Ihr seid stets heiter, und habt auch Ursache es zu sein", entgegnete mit finsterm Angesicht der Schleswiger Bischof. „Was Ihr unternehmet, es gelingt. Jede Aussaat bringt Euch eine gesegnete Aerndte. Mit mir ist es anders. Das Ziel aller meiner Pläne und Entwürfe war eine dumpfe Zelle in dem Kloster zu Lockum. Ha! König Kanut, wenn ich dies je vergesse!"

Er ballte die Hand so fest zusammen, daß das Blut zwischen den Nägeln hervorsprang.

„Ihr hättet nimmer sollen die Mitra tragen. Sie drückt Euch schwerer, als ein Helm."

„War es mein Wille?" fuhr Jener dumpfgrollend fort. „Bin ich nicht eines Königs Sohn? Heiße ich nicht Waldemar, so gut wie Jener, der bei seinen Lebzeiten schon seinen Sohn mit dem heiligen Oel salben ließ und sich mit dem stolzen

Namen eines Siegers brüstete, bis er in die Schlinge fiel. . . . . ."

„Es war die Hand des Herrn, die dem Uebermuth steuerte, geliebter Bruder!" sagte mit salbungsvollem Tone der Bremer Erzbischof.

„Der Dänenkönig ist verschwunden, sammt seinem gekrönten Erben. Vielleicht bleibt er es für immer. Rechtsansprüche erheben sich aller Enden. Die meinigen sind nicht die geringsten. Wir wollen sehen, Wer in dem heißentbrennenden Kampfe der Sieger bleibt!"

„Die hohe Gestalt des Schleswigers richtete sich im Sessel auf, und strahlte in seltsamer Gluth, als hätte er ein Gesicht: „Heran zum Kampfe! Waffnet Euch bis an die Zähne., Ihr gierigen Kronenjäger! Mit einem Schlage wirft Euch meine Keule zu Boden! Diese Eisenfaust wird Euch würgen und Euer Nacken soll meines Thrones Schemel sein."

Sein Auge schoß Flammenblicke. Es blieb auf einen festen Punkt gerichtet.

Erzbischof Gerhard sah ihn lange unverwandten Blickes an:

„Jetzt ist er tausend Meilen von hier. Wein und Meth will er nicht trinken, und hat einen weit

gefährlicheren Feind, der ihn darnieder wirft. Es ist der Hoheitsrausch, dem alle Waldemare verfallen sind. — Was giebt es da?"

Ein dunkler Vorhang, der dem Eingange gegenüber von der Wand herabhing, bewegte sich. Eine dahinter befindliche Thür drehte sich leise in den Angeln und ein Laienbruder trat vorsichtig ein.

„Ach! Du bist's, Cuno? Tritt näher."

„Wenn Ihr es erlaubt, Erzbischöfliche Gnaden. Gelobt sei unser Herr Jesus Christ."

„In Ewigkeit, Amen. Bringst Du Neues mit von Deiner Wanderung?"

„So thue ich. Aber, Hochwürdigster! Wie ich sehe, seid Ihr nicht allein."

Das Steinbild dort darf Dich nicht stören. Für die nächste Stunde kehrt es nicht in's Leben zurück, und bis dahin wird Dein Sermon wohl beendet sein. Beginne also, und lüge nicht allzuviel."

„Aber, Erzbischöfliche Gnaden!" unterbrach ihn der Laienbruder.

„Ich verlange nichts wider die Natur, Bruder Cuno, und die Deinige ist Aufschneiderei. Ich bitte auch nur, daß Du soviel als möglich der Wahrheit treu bleibst."

„So hört mich mit günstigem Ohr. Wenn ich Euch beschreiben wollte, welchen Gefahren ich ausgesetzt war. . .“

„Ich kenne sie. Wölfe im Walde; Sturmwinde anf den Watten; Sandbänke in Elbe und Weser, auf denen Du gestrandet, oder von friesischen Strandläufern jämmerlich geschlagen bist. Du erlebst dieselben Unglücksfälle so oft, daß sie für meinen Säckel ganz unschädlich geworden sind. Komme zur Hauptsache, mein frommer Sohn.“

„Wie Ew. Hochwürden befiehlt. Und doch habe ich auf der Heimfahrt gottsjämmerlich Schiffbruch gelitten, und nur durch ein Wunder bin ich gerettet.“

„Preise dies Wunder zur gelegenern Stunde.“

„Würde Euch nicht damit beschwerlich fallen, aber es gehört zur Sache. Unser Schiff borst mitten auf der Elbe und ertrunken wäre ich ohne Erbarmen, wenn nicht die Fluth mir einen Baumstamm entgegen getrieben hätte, auf welchem schon ein anderer Schiffbrüchiger rittlings saß, der mir barmherzig die Hand reichte, so daß ich für dieses Mal mit dem Schrecken davon kam.“

„Ein gewaltiges Ereigniß!“

„Ihr würdet nicht so wegwerfend davon spre-

chen, wenn Ihr wüßtet, daß jener Mann der Graf Adolf von Schauenburg gewesen."

„Cuno! Ich kenne Deine Aufschneidereien und halte sie Deiner Laune zu gute, weil Du sonst ein verläßlicher Mann bist. Aber wenn Du mich jetzt belügst. . ."

„Ich schwöre, daß ich die Wahrheit sage. Graf Adolf hat in der Stille einen Ausflug in das Land der Holsten gemacht."

„Der Unvorsichtige!"

„Das sagte ich ihm auch, als ich erst wieder zur Besinnung kam, aber er entgegnete mir viele schön klingende Worte, die Ihr weit besser von ihm selbst hört, da er vor Abend bei Euch eintrifft. Er bringt Euch Kunde von Lübeck."

„Und Du? Zum letzten Male denn! Welche Kunde bringst Du?"

„Zum letzten Male denn — meine Kunde ist eine herrliche, Hochwürdigster. Die Ditmarscher lassen Euch grüßen und wenn Euer Wort gemeint ist, wie Ihr es gesprochen, habt Ihr dafür keine treueren Bundesgenossen. Was hat es uns geholfen, sagen sie, daß wir den Grafen Rudolf erschlugen und die Böcklenburg der Erde gleich machten. Ha-

ben wir das Joch der Grafen von Stade zerbrochen, um das Joch der Holsten zu tragen? Der Erzbischof schaffe uns Luft von dieser Seite und wir bringen ihm den Sieg."

„Ich empfange ihn aus ihrer Hand. Mit gemeinsamen Kräften werfen wir den Feind zu Boden, und er soll sich nicht wieder erheben. Die rechte Stunde ist gekommen. Was noch von dorther?"

„Ihr werdet es von ihnen selbst vernehmen. Sie senden Euch einen Boten, der auf einem andern Schiffe war, das glücklich davon kam. Ich melde Euch Beide; den Ditmarscher, wie den Schauenburger. Aber nun gebt mir huldreichst Urlaub. Ich bedarf der Ruhe."

„So geh'. Und wenn Du wirklich nicht gelogen hast, will ich ein Wort Deinetwegen mit dem Pater Säckelmeister reden."

Der Laienbruder ging, wie er gekommen war und Herr Gerhard näherte sich dem Schleswiger Bischof, bei welchem einige leise Zukungen das Ende des Starrkrampfes andeuteten.

„Wie fühlt sich Eure Würden?"

„Besser. Mir stieg vorhin das Blut zu Kopf. Dann wird mir immer schwarz vor Augen und die

Sinne schwinden. Gebt mir einen Becher Wasser."

„Eure Leidenschaften werden Euch vor der Zeit aufreiben."

„Mag's! Wenn ich nur meiner Rache genug thun kann. Fluch diesem Waldemar!"

„Bedenkt! Er ist Euer Blutsfreund."

„Der mir eine Krone gestohlen hat. Und nicht genug, daß er sie auf seine Stirn drückte; er ließ auch seinen Sohn krönen, damit mir und den Meinen das Kleinod für immer entrückt bleibe. Aber er könnte sich verrechnet haben. Ehe der Mond wechselt, wehen meine Banner im Felde."

„Ihr werdet es nicht thun. Nicht jetzt ist ein günstiger Zeitpunkt für Euch. Die Dänen, obgleich uneins unter sich, werden sich wie eine Mauer aneinander schaaren, wenn Ihr an ihrer Gränze erscheint. Dann habt Ihr das gerüstete Dänemark vor Euch und das erregte Nordelbingen in Eurem Rücken. Schon flüstert man sich zu, der Aufenthalt König Waldemars sei entdeckt. Und ist dies der Fall, dann muß der Kaiser, wie sauer es ihm auch ankommt, einen Machtspruch thun. Waldemar wird plötzlich seinen Kerker zerbrechen und wie ein Wetterstrahl die ungetreuen Vasallen niederschmettern.

Ihr spracht vorhin von der einsamen Zelle in dem Kloster zu Lockum. Seht zu, daß Euch nicht eine schlimmere zu Theil werde."

„Wenn ich," entgegnete Bischof Waldemar stolz, „im Dom von Roeskilde mein Haupt mit der alten Dänenkrone bedeckt habe, ist es an mir, Befehle zu geben, und der berühmte Siegerkönig soll erfahren, daß man, auch ohne Tonsur in einer Klosterzelle heimisch werden kann. Gehabt Euch wohl, Gerhard. Ich sehe, daß ich Euch nicht für meine Entwürfe gewinnen kann. Zum Betteln bin ich zu stolz. Jetzt werde ich aus eigner Kraft beginnen und vollenden. Wie denn auch das Geschick sich erfüllt, mindestens werde ich Euch zu keinem Dank verpflichtet sein."

Er verließ das Gemach mit einem stolzen Gruße.

„Fahre hin, zweifach Gekrönter!" lächelte Gerhard. „Sie werden Dich mit der Goldschnur Deines Purpurs würgen."

Kaum hörbar schlüpfte eine junge Dame in das Gemach. Sie war eine strahlende Schönheit. Ihr Nacken blitzte von goldenen Ketten. Sammtne Prachtgewänder erhöhten ihren Reiz. Mit lachenden Augen blickte sie umher und rief muthwillig: „Würdigster

Herr und Ohm! Hört Ihr denn nimmer auf, dem alten Dänentrutz Frieden und Versöhnung zu predigen? Wagt einmal das Umgekehrte."

„Was sagt meine schöne Muhme?" fragte der Bischof freundlich. „Will sie einen Kirchenfürsten zu Kampf und Mord reizen? Geh', Dirne! Es ist schon des Krieges zuviel an unserm Hofhalte, seit wir Dich dort dulden, denn Deine Augen entzünden täglich einen neuen Brand, ohne daß wir die Kraft haben, ihn zu löschen."

„Das ist auch nicht Euer Beruf. Wenn ich einen Brand entzünde, habe ich auch die Pflicht, ihn selbst zu löschen. Aber, gnädigster Ohm, seit einigen Tagen weiß ich erst, wie unendlich viel ich Euch zu danken habe, und komme daher, diesen Dank zu Euern Füßen auszuweinen."

Sie eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, als wollte sie ihn küßen und warf sich dann lautlachend in einen Sessel.

„Was sind das für Thorheiten?" fragte finster blickend der Erzbischof.

„Ich bin eines armen Edelmannes Kind," sprach sie nach einer Pause ganz ernst. „Als mein Vater starb, war kaum soviel vorhanden, um ihn nothdürf-

tig zu begraben. Als ich vom Kirchhofe zurückkehrte, nur von Wenigen begleitet — denn die Armuth, die ihre letzte Hoffnung in die Erde legte, hat nicht sonderlich viele Freunde — kamt Ihr auf einer Kirchfahrt des Weges daher. Ihr saht mich, spracht mir tröstend zu und wurdet — Ihr wißt am besten, ob am meisten durch mein Unglück, oder meine Schönheit — mächtig gerührt. Ich zerfloß in Thränen des Dankes und bat um Euern heiligen Schutz. Ihr fragtet nach meinem Namen und alsbald wußte Euer Geheimschreiber, daß wir nahe Verwandten wären."

„Wo will das nun endlich hinaus? Mache ein Ende mit dieser Narrethei."

„Ihr könnt denken, daß mich die Ehre, mit einem so würdigen Manne verwandt zu sein, hochmüthig machte. Die arme Gertrud von Aurich und des Herrn Erzbischofs fürstliche Gnaden Ohm und Base! Ich war nicht damit zufrieden, dies nur obenhin aus Eurem Munde zu wissen, ich wollte es genau ergründen und habe zu diesem Zwecke keine Anstrengungen gescheut. Welche Stammtafeln habe ich entziffert, welche Pergamente durchwühlt! Aber nun weiß ich es."

„In der That?“

„Ich beweise es Euch sogleich.“

Sie schob ihren Sessel dicht neben den seinen und sah ihn schelmisch an:

„Betrachtet dieses Kästchen. Es ist kunstvoll geschnitzt und reich mit Edelsteinen besetzt. Was denkt Ihr, ist darinnen?“

„Wie kann ich das wissen, Närrchen. Hoffentlich ist der Inhalt des schönen Gefäßes würdig.“

„Urtheilt selbst, frommer Ohm!“ entgegnete die schöne Gertrud und öffnete das Kästchen. Der Erzbischof sah sie erstaunend an:

„Was? Erbsen? Trockene, gemeine Erbsen?“

„Gemeine Erbsen. Aber es sind deren viele, sehr viele! Und nun kommt das Beste. Mit allen diesen Erbsen, wenn Ihr sie auch noch so weit auseinander legt, zählt Ihr unsere Verwandtschaft nicht aus. Gelt, Oheim das habt Ihr bisher nicht gewußt?“

„Was schwatzt die Dirne?“ entgegnete Herr Gerhard, seine wachsende Verlegenheit durch angenommenen Zorn verbergend. „Ich verbiete Dir....“

„Verbietet mir nichts, Hochwürdigster!“ sprach

sie rasch. „Ich würde desto eifriger gegen das Verbot sündigen.“

„Ich absolvire Dich nimmer.“

„Einen Kuß als Beichtpfennig und Ihr thut es tausend Mal. Aber hört mich noch eine Minute gelassen an. Bisher lebte ich in Eurem Palaste und hätschelte Euch, wie ein unbefangenes Kind, weil ich glaubte, Ihr wäret mein theurer Ohm und väterlicher Freund. Seit ich aber weiß, daß Ihr nur die allgemeine Sitte Euerer frommen Brüder nachahmt, die eine verwaiste Base als eine Nothwendigkeit für ihr frommes Haus betrachten — —“

„Fräulein Gertrud von Aurich!“ sagte der Erzbischof mit strengem Ernste. „Ihr unterfangt Euch?“

„Seit ich das Alles weiß, „fuhr Jene gleichmüthig fort, „messe ich Euere Güte mit einem anderen Maße und finde, daß das bisherige überall nicht zureicht.“

„Dirne! Dirne! Du schwatzest Dich um ein Nestlein, um das Dich manches flügge Vögelein neidet.“

„Darum sage ich es Euch gerade heraus, daß ich mit dankbarem Herzen den Werth Eurer bisherigen Gaben erkenne, aber daß sie mir nicht mehr genügen.“

„Was verlangst Du noch, Unersättliche? Reichere Stoffe? Köstlicheres Geschmeide?"

Gertrud von Aurich erhob sich und blickte den Erzbischof mit leuchtenden Augen an:

„Meinet Ihr, ich hätte mich freiwillig hingeworfen in den Staub, um üppiger zu leben, oder Reichthümer aufzuhäufen? Habe ich darum den Namen meines Vaters mit Schmach bedeckt, und muß ich es dulden, daß die Weiber mir naserümpfend aus dem Wege gehen? Es ist ein höheres Ziel, das ich verfolge und ich werde es erreichen."

„Und dieses Ziel heißt?"

„Ich fühle mich zu etwas Besserem geboren, als im verschwiegenen Gemach zu träumen, oder bei'm blassen Mondenschein zu seufzen und verschämt die Augen niederzuschlagen, wenn Ihr mir zärtliche Worte in die Ohren raunt. Das alte Bündniß ist aus, mein großmüthiger Beschützer. Wenn ich ferner an Euerm Hofe weilen soll, geschieht es nur unter andern Bedingungen."

„Welchen Platz," fragte der Erzbischof horchend, „hat sich denn die schöne Gertrud zur Errichtung ihres Thrones ausgesucht?"

„Welchen anders, als den, wo jetzt an den

Gränzmarken des Nordens unser armes Deutschland bedroht wird. Glaubt Ihr, weil ich nur in hellen Gewändern einhergehe und stets ein lachendes Gesicht zeige, daß ich kein Herz für die allgemeine Noth habe? Ich kenne ein seltsam Liedlein von dem Danewerk, das Thyra Danebod in alter Zeit erbaut, und das sie im stolzen Uebermuth weit hinein in das deutsche Land schob mit mächtigen Thürmen besäet. Die Thürme müssen fallen, die Wälle in die tiefen Gruben, die sie umgeben, zurückgeworfen werden für alle Zeiten, sonst ist nimmer auf Frieden zu hoffen. Wenn wir dem schlauen, ränkevollen Feinde gegenüber nicht die unerschütterlichste Festigkeit zeigen, wird sich ein neuer, größerer Kampf entzünden, der in Jahrhunderten nicht endet."

Gertrud von Aurich hielt plötzlich inne. Eine glühende Röthe deckte ihre Wangen. Sie konnte den forschenden Blick des Erzbischofes nicht ertragen, der mit leichtem Hohn entgegnete:

„Welche Beredsamkeit! Die Worte rollen wie Perlen von der Schnur! Und welche Gedanken sprechen diese Worte aus! Wahrlich, Fräulein, Ihr habt bedeutsame Fortschritte gemacht. Wie heißt der Meister, dem Ihr sie verdankt?"

„Was meint Ihr damit?"

„Ohne Umweg, Gertrud. Welch' ein thöricht, unverständig Ding seid Ihr, daß Ihr Eure Geheimnisse auf offnem Markte ausschreit und dann betheuert, Ihr hättet keine. Was Ihr unklugerweise gesagt, entsprang aus einem andern Hirn, und wenn Ihr es nicht gutwillig bekennt, wird es wohl ein Mittel geben, die Wahrheit zu ergründen. Wer an meinem Hofe hat sich unterstanden, Euern Trotzkopf mit solcherlei Geschwätz zu verwirren?"

Gertrud schwieg.

„Treibt es nicht zum Aeußersten. So milde ich bisher gegen Euch war, so strenge und unerbittlich kann ich sein. Wer ist der Unsinnige?"

„Ein Page trat durch die große Thür und sagte auf der Schwelle stehen bleibend:

„Erzbischöfliche Gnaden! Ritter Wulf von Borsfleth mit einem fremden Herrn."

Gertrud entfärbte sich. Der Erzbischof, der sie nicht mit seinen Augen verließ, gab dem Pagen einen Wink und sagte dann:

„Also Ritter Wulf von Borsfleth ist der Meister, welcher solche Wunder thut? — Hm! — Entfernt Euch, Gertrud und predigt nicht wieder so unge-

schickt einen Kreuzzug, wenn Ihr wollt, daß wir noch länger in Frieden mitsammen leben."

Die Dame richtete einen herausfordernden Blick auf den Erzbischof, dann, als besänne sie sich plötzlich, neigte sie sich demüthig, und verschwand hinter dem Vorhang, der die geheime Thür verdeckte.

Die gemeldeten Gäste traten ein. Der Eine, Ritter Wulf von Borsfleth, eine jugendlich schöne Gestalt mit leichtem ritterlichen Anstande blieb in bescheidener Ferne, während der Andere, Graf Adolf der Vierte von Schauenburg, ein kräftiger Mann mit einer freien offnen Stirn und lichtblauen Augen dem Erzbischofe rasch entgegen trat und ihm die offene Hand bot:

„Gegrüßt, Herr Erzbischof! Laßt mich mit einem Worte hören, daß ich Euch willkommen bin."

„Ihr seid es viel tausend Mal, mein edler Graf!" entgegnete dieser, „muß ich aber gleich bei'm Empfange Euch um Eurer Unbesonnenheit willen schelten. In einer Zeit, wie diese, zieht Ihr ohne weitern Schutz gen Lübeck und kehrt auf eine so halsbrechende Art heim!"

„Hörtet Ihr schon von meiner unfreiwilligen Schwimmfahrt? — Warum nicht? War doch ein

Pfaff dabei! — Nichts für ungut, Herr Erzbischof."

„Ihr seid ein arger Sünder."

„Und doch vielleicht ein besserer Christ, als mancher fromme Pharisäer. Habe es bewiesen und denke es ferner zu thun. Was ist geschehen, seit ich fern war?"

„Ein stattlicher Mitkämpfer hat sich eingefunden, der mit Schwerdt und Kelch zugleich für uns streitet. Der Bischof mit dem königlichen Purpur: Der Schleswigsche Waldemar."

„Nichts von ihm!" entgegnete rasch der Schauenburger mit edler Aufwallung. „Verhüte Gott, daß wir so sehr an unserer guten Sache verzweifeln sollten, um dänische Narren gegen dänischen Uebermuth zu führen. Laßt diesen wahnsinnigen Priester seinen Streit allein ausfechten. Er stirbt an dem Gift, das er für Andere zusammen braut. Ich bringe bessere Hülfe."

„Und von wannen?"

„Von Lübeck!"

„Der Stadt mit der dänischen Burg und dem dänischen Voigt? Habe nie allzuviel auf den deutschen Sinn dieser Krämer an der Trave gegeben. Tra-

gen bis heute die Dänenkette mit großer Leichtigkeit. Muß sie also nicht sonderlich belästigen."

„Verkennt sie nicht! Gesinnungsloses Volk, welches heute dem heiligen Vater die Füße küßt und morgen den heidnischen Götzen der Wenden sich beugt; dem es gleich ist, ob dänisches oder deutsches Regiment das Vaterland beherrscht, wenn nur Schüssel und Säckel gefüllt sind, solch schäbiges Volk giebt es allenthalben. Der ächte Lübecker ist auch ein ächter Deutscher, der uns die Hand zu jedem Werke bietet, was der entehrenden Fremdherrschaft ein Ende macht. Mit solchen Männern, die mir wohl vertraut sind, habe ich mich fleißig besprochen und mit Gott führen wir es herrlich hinaus."

„Den Segen des Himmels flehe ich herab und zweifle nicht am fröhlichen Gelingen, da solche fromme Begeisterung das Werk fördert. Auch Euch, Ritter Wulf, werden wir in der Reihe der Streitenden erblicken?"

„So Gott will, in der vordersten!" entgegnete der junge Ritter rasch.

„Ich habe schon von Euerer Begeisterung vernommen," sagte der Erzbischof freundlich. In der kurzen Zeit, welche Ihr an meinem Hofe weilt, habt

Ihr eine Theilnahme erweckt, die allerdings erklärlich wird, wenn man Euch näher kennen lernt."

Ritter Wulf neigte sich verlegen: „Ihr seid allzu gnädig, Hochwürdigster! Mein Verdienst ist so geringe, daß ich nur glauben kann, Ihr wollt meiner spotten. Ich weiß nicht...."

„Wohl aber ich, mein junger Held," fuhr der Erzbischof noch immer scherzend fort „und wenn es Euch genehm, sprechen wir weiter darüber. — Edler Schauenburger, Ihr seid in Euerem Hause. Ruht vollends aus von Euerer Reise, und in stiller Abendstunde bauen wir gemeinsam weiter an unserm großen Werke. Euren jungen Begleiter vergönnt Ihr mir wohl noch einen Augenblick? Ich will ihm das Horoscop stellen. Versteht sich, im allerchristlichsten Sinn."

„Zum Abend denn!" sagte der Graf aufbrechend. „Diesem unerträglichen Zustande muß ein Ende gemacht werden. Treues Bündniß ohne Rückhalt, wahrhaftes Aneinanderschließen der Einzelnen zum gemeinsamen Kampf, so denke ich, wird uns Gott nicht verlassen und uns den Sieg verleihen. Ihm habe ich meine gerechte Sache vertraut; er wird sie durch unseren Arm herrlich hindurch führen."

Adolf von Schauenburg entfernte sich, freudig bewegt, eine heilige Ruhe in seinem Herzen. Es ergriff ihn die Ahnung dessen, was er vollbringen sollte und er demüthigte sich um der Glorie willen, die von ihm ausstrahlte über das ganze Land.

Der junge Ritter harrte nicht ohne Verlegenheit, was der geistliche Herr ihm mitzutheilen habe. Der aber stand am Fenster, ganz mit sich beschäftigt, und nur aus einzelnen Worten, die er vor sich hinsprach, konnte man errathen, was in ihm vorging:

„Wäre so am besten — Alle Lästerzungen müßten verstummen — sie ist mir dann zwiefach Dank schuldig — Er mir blindlings ergeben — Sei es denn.“

Der Erzbischof ging in die Mitte des Gemachs zurück, rief einen Pagen, den er nach einigen geheimen Worten fortschickte und sagte dann zu dem jungen Ritter:

„Merkt wohl auf, mein junger Freund, und beherzigt den Auftrag, den ich Euch hiermit gebe.“

Er ertheilte dem Ritter die genauesten Weisungen und ermahnte ihn, mit aller Vorsicht an's Werk zu gehen. Dieser betheuerte, sich des Vertrauens werth zu beweisen und erbat sich Urlaub, um sich

zu der geheimnißvollen Fahrt zu rüsten. Aber Herr Gerhard hielt ihn noch zurück und sagte:

„Ich sprach vorhin von der Theilnahme, die Ihr an meinem Hofe erregtet. Was Allen auffällig ist, scheint Ihr am wenigsten zu wissen. Mindestens macht Ihr es glauben. Besinnt Euch doch, Herr Ritter.“

„Fürwahr, gnädigster Herr, wenn Ihr nicht mit mir zu scherzen geruht, weiß ich nicht, was ich Euch antworten soll. Von manchen der edlen Herren, welche hier verkehren, habe ich wohl ab und zu ein freundlich Wort vernommen, doch wüßte ich nicht....“

„Die Herren! Gut! Die Herren!“ unterbrach ihn der Erzbischof rasch. „Aber die Frauen!“

„Erzbischöfliche Gnaden!“ rief der Ritter erschrocken.

„Oder vielmehr das Fräulein! Denn nur ein solches weilt zur Zeit an meinem Hofe. Oder kennt Ihr Fräulein Gertrud von Aurich nicht?“

„Ich kenne sie!“ sagte der Ritter tonlos.

„Und wißt doch auch, daß dies Fräulein meine Base ist? Ihr schweigt? Wüßtet Ihr es wirklich nicht? Dann habe ich versäumt, Euch davon zu

unterrichten, und es ist mir lieb, daß sich eine Gelegenheit findet, dies gut zu machen."

Der zurückkehrende Page öffnete die Thür und Gertrud trat rasch ein. Als sie den Ritter gewahrte, blieb sie wie angewurzelt stehen.

„Näher, mein Kind," sagte Herr Gerhard freundlich. „Das ist der Ritter von Borsfleth."

„Ich kenne ihn bereits."

„Dies meine Base, Herr Ritter. Da Ihr den Hof auf längere Zeit verlassen werdet, gestatte ich, Euch von derselben Urlaub zu erbitten."

„Ich muß fort," sagte der Ritter traurig, sich zu Gertrud wendend und diese wechselte die Farbe.

„Noch in dieser Stunde," sprach Herr Gerhard. Ihr werdet das Vertrauen rechtfertigen, was ich und der Schauenburger in Euch setzen. Euere Sendung erfordert Muth, Besonnenheit und Treue."

„Ich bin Euer mit Gut und Blut!" entgegnete der Ritter, das Auge auf Gertrud gerichtet, die sich ihm langsam näherte:

„Lebt wohl, Ritter, und seid im Voraus des freundlichsten Willkommens versichert."

„Dank Euch, schöne Herrin. Aber wenn ich freudigen Muthes meine Sendung erfüllen soll, ge-

stattet mir, daß ich bei jedem Abentheuer mich Eurer Huld empfehlen darf."

„Tragt meine Farbe!" antwortete Gertrud und eine Thräne netzte das sonst so heiter blickende Auge. Sie löste ihren Gürtel und reichte ihn dem knieenden Ritter. Beider Blicke flossen in einander, und von dem mächtigen Drange der Gefühle bezwungen, sanken sie sich in die Arme.

Eine leise Wolke des Unmuthes flog rasch über das Gesicht des Erzbischofes; dann aber trat er lächelnd näher:

„Ei, Herr Ritter! Viel hörte ich von Eurer Kühnheit. Aber Ihr übertrefft Alles, was ich für möglich hielt. Die Base des Erzbischofes! Ihr seid gut berathen, Herr."

Der Ritter schwieg bestürzt.

„Und Ihr? — Ihr müßt mir sagen, was das bedeutet. Könnt Ihr Euch so wenig beherrschen? — Seid Ihr Beide stumm? — Aber nein! Eure Augen erzählen eine ganze Legende. Sage mir, Gertrud! Ist das der Mann, um dessentwillen Dein Heldengeist vorhin so wundersam aufflammte?"

„Er ist es. Und Ihr dürft der Wahrheit meiner Empfindung glauben, Herr Ohm."

„Ich will es. Seht, Kindelein! Wenn Gott etwas zusammenfügt, ist sein Diener am wenigsten berufen, es zu trennen. Aber probehaltig muß das Bündniß sein und erworben werden muß die Gunst von beiden Seiten durch blinden Gehorsam und Ergebung. Trennt Euch ohne Abschied. Der Herr, der diesen Funken in Euch anfachte, wird ihn behüten, wenn Ihr treu bleibt. Lebt wohl, Ritter, und Gott geleite Euch."

Wulf von Borsfleth sah noch ein Mal voll tiefer Sehnsucht nach seiner Dame, dann aber neigte er sich vor dem Erzbischofe und verließ das Gemach mit zögernden Schritten.

„Fräulein Gertrud von Aurich," sagte Herr Gerhard nach einer Pause, „Ihr werdet dessen gedenken, was hier vorgefallen ist?"

„Ich gedenke dessen!" antwortete sie, diese Worte seltsam betonend und entfernte sich in tiefer Bewegung.

Im Lande Ditmarschen.

Im Lande Ditmarschen war es still. Die Keule und der Morgenstern hingen staubbedeckt an den Wänden. Die scharfe Axt wurde nur geschwungen, um den Waldbaum zu fällen. War alles Land von Anbeginn ein undurchdringlicher Wald, so daß von Meldorf bis Haide ein Eichhörnchen hätte springen können, ohne die Erde zu berühren. In der Marsch reifte auf weiten Lichtungen das Korn, welches der reiche Boden in hundertfältiger Frucht zurückgab. Aus den wallenden Aehrenfeldern erhoben sich die Wurthen mit den Behausungen der Herrenleute. Von dort aus überschauten sie mit einem Blicke ihr freies Eigenthum. Wäre auch keinem Hausmanne zu rathen gewesen, daß er, statt eine Wurth künstlich aufzuthürmen, mit dem Hausbau auf flachem

Boden begonnen. Wenn die wachsende Fluth in's Land strömte, und die Stürme sich auf ihren Nacken setzten, riß sie unbarmherzig mit sich, was ihr in den Weg kam und unterwühlte die Hütte der verwegenen Siedler, die sammt den Bewohnern in den brausenden Strudel versank. Dann waren die weiten Ebenen der Marsch nur eine tobende Wasserwüste, aus denen die Wurthe wie kleine Eilande hervorragten. Traten dann die Gewässer zurück, war der fette Boden grundlos. Wie Gefangene saßen die Hausleute auf ihren Gehöften und nur einigen todesmuthigen Männern gelang es, zur Stunde der Noth mit ihren Springstöcken über die Wettern und Lannern wegzusetzen, um, Hülfe bringend, von einem Toft zum andern zu gelangen.

Aber in diesem Jahre war es anders. Wer an der Seekante stand, der sah, so weit der Himmel blaute, nur eine spiegelglatte Eisfläche und der Boden klang unter seinen Tritten wie eine Glocke. Da war kein Wasser tief oder breit, Roß und Mann schritten darüber hin, und durch die Eisfläche zitterte es gleich fernem Donner, wie tüchtiges Sprungeis, welches am festesten ist, zu thun pflegt.

Solche seltene Winterzeit benutzten Jung und

Alt, die sich zusammen schaarten zum ernsten Gespräch, wie es die Zeit erheischte, oder heiterer Kurzweil. War ein Hausmann zu Brunsbüttel, wohlbekannt im ganzen Lande, der hatte sein Töchterlein verlobt mit einem ehrsamen Junggesellen aus Alsdorf. Und weil der Brautvater einen tüchtigen Haushalt und zahlreiche Heerden hatte, ließ er den Hochzeitbitter von Hof zu Hof ziehen und fern und nah die Herrenleute, sammt ihren Weibern, Söhnen und Töchtern zu einem ächtditmarsischen Gelage zusammen rufen, das drei Tage und drei Nächte dauern sollte. Die Gäste zogen heran, das Weibsvolk auf roh zusammengezimmerten hölzernen Karren, die Männer auf starken Rossen, die im Walde frei umherstreifend, sich nur mit Widerstreben der Eisenfaust des Reiters beugten. Das Jungvolk schritt zu Fuß heran und zog singend durch den Wald mit lustigem Uebermuthe dem Brauthause zu, wo die Schaffner an der Thür standen und sie mit fröhlichem Worte und stattlichem Trunke empfingen. Die Braut saß in der besten Döns verschämten Angesichtes neben den Brautkisten, und die treuste Freundin derselben empfing als Kistenschlütersch die weiblichen Gäste, wobei sie mächtig mit den Schlüsseln zu den Braut-

kisten rasselte, die an ihrem Gurte hingen. Die Männer aber traten zu dem Bräutigam, der gleichmüthig die Glückwünsche der Freunde entgegen nahm und sie zum fröhlichen Trunke einlud.

„Was meinst, Detlev?“ sagte ein untersetzter Bursche aus Alt-Wöhrden zu einem gleichen Gesellen. „Sollen wir uns auch etwas dergleichen aussuchen und heimbringen? Ist flügges Volk vollauf hier und Wer einhundert Ochsen zur Weide schickt, der Pferde und des Ackers nicht zu gedenken. . .“

„Wäre mir gerade, wie heirathen!“ brummte der Andere.

„Hab 's Bräutlein gesehen. Sie hat mir's so angethan, daß ich gleich Lust zum Heirathen kriegte.“

„Was sagst Du?“ entgegnete Jener auffahrend, denn er gehörte zur Gesippe der Braut und nur deren Aeltern war es vergönnt, vor der Traue in deren einsames Gemach zu treten. Selbst der Bräutigam mußte draußen warten, und ein Fremder, der es wagte, durch einen Thürspalt zu gaffen, hätte es mit zerbrochenen Gliedmaßen zu büßen gehabt.

„Nimm guten Rath an, Detlev!“ sagte Jener begütigend. „Meine nicht heute, sondern vor zwei

Tagen, als es noch vergönnt war, die Braut zu sehen, und alle jungen Dirnen zusammen strömten zum Brodbacken. Ist ein lustiges Volk hier in Brunsbüttel. Empfingen uns vor jedem Gehöft mit einem Juchut! und schickten einen der Ihrigen mit, so daß wir zu einem Heerbann heranwuchsen. Aber dem Brautvater wurde es nicht zuviel, sondern er rieb sich fröhlich die Hände und sagte lachend: Immer herein! Die Tochter ist schmuck und das Haus ist groß! Nun, das Erste ist gewiß wahr, denn ich habe keine drallere Dirne gesehen im Lande weit und breit.

„Und doch bin ich unzufrieden mit Allem und am meisten mit dem Bräutigam. Ein Ditmarscher, denke ich, hat jetzt etwas Anderes zu thun, als sich an ein Weib zu hängen, und will er sich ja zusammen geben lassen, so sei es mit einer holstischen oder dänischen Kehle."

„Du hast recht," sagte Detlev ruhig. „Kann die Zeit nicht erwarten, bis wir's zu guter Letzt ausgefochten haben mit dem Volk, das wie ein Raubvogel seine Fänge nach uns krallt und uns an den Hals möchte. Unsere Väter erschlugen den Grafen Rudolf und machten die Böckelnburg der

Erde gleich. Ihre Trümmer liegen in dem Kudensee. Sollen wir uns das Joch wieder aufzwingen lassen, was unsere Väter gebrochen? Den schwarzen Tod über den Feind, der wie ein habgierig Unthier an den Gränzmarken unserer Töfte lauert."

„Und innerhalb derselben!" sagte Dulk Hein gleichmüthig.

„Innerhalb?"

„Und innerhalb des einzelnen Tofts! An unserm Heerdfeuer! Hinter unserm Kruge! Auf unserm Lager!"

„Bist Du toll, Dulk Hein?"

„So wahr ich Hein Dulks Sohn bin! Ich habe meinen vollen Verstand. Meinst, ich hätte unnützes Geschwätz angefangen um eine Hochzeit, die vor der Thür trompetet? Mir liegt Schwereres im Sinn! Aber da kommt ein neuer Trupp, dessen Lachen nicht zu Dem taugt, was mir im Sinn liegt. Wollen dort in's Gebüsch gehen."

Die Freunde schritten neben einander hin. Untersetzte Menschengestalten mit herkulischen Leibern, lichtblauen Augen und weißblondem, langgelocktem Haar. Darauf einen breitkrämpigen Hut gestülpt,

bekleidet mit einem Webbesrock, der von einem breiten Gurt gehalten wurde.

„Will Dir kund thun, Detlev, daß ich nicht toll bin. Thue Du es mir zu lieb und werde es nicht, wenn ich Dir zeige, was Du bis heute nicht gesehen hast und doch sehen mußt. Dein Schwesterlein Ilsabe ist ein schmuckes Ding und ich hätte es gern gefreit."

„Haben's auch geglaubt!" entgegnete Detlev, des Freundes Hand fest drückend.

„Besser, es unterbleibt. Die Ilsabe hat kein Herz zu mir."

„Das ist nicht wahr!" rief Detlev. „Sie ward immer bis an die Stirn roth, wenn von Dir gesprochen wurde, und als Dein brauner Hengst eines Tages wie toll mit leerem Sattel über unser Heckthor sprang, erbleichte sie und wurde ohnmächtig."

„Jetzt fällt sie nicht mehr um!" sagte Dulk Hein kalt. „Sie hält's mit einem Andern und ich wünsche ihr's, daß er sie nicht in Schimpf und Schande sitzen läßt."

„Mensch! Ich bringe Dich um!" rief Detlev, die Fäuste ballend. „Weißt Du, was geschieht, wenn eine Dirne in Schimpf und Schande geräth?"

„Sie wird von der Gemeinde als wandelbares Weibsbild verstoßen," sagte Dulk Hein mit dumpfer Stimme, „und außerhalb des Kirchhofes bei lebendigem Leibe sechs Fuß tief verscharrt, wenn ihr nicht vorher ein mitleidiger Knecht die Kehle zuschnürt."

„Und das wagst Du von meinem lieben Schwesterlein zu denken?"

„Höre, Bruder. Wir haben mitsammen den Bluttrank getheilt, darum sind wir uns zugeschworen und dürfen nicht Hand an uns legen. Weg also mit Deinem Drohen und höre mich an. Ist nun jährig, da bekam Dein Vater Botschaft aus dem Jütenlande, wo ihm ein ferner Vetter lebte. Der war gestorben und vermachte ihm den Sohn, damit dieser hier eine neue Heimath fände. Dein Vater nahm ihn auf. Das war thöricht. Der Jüte kann zehn Jahre bei uns herbergen, er wird doch keiner der Unsern. Auch jener Bursche hat erfüllt, was ich vorhergesagt. Er hält es mit uns in keinem Stücke und trägt heimlichen Groll gegen die Landschaft im Herzen. Nur mit der Ilsabe ist er freundlich und die leichte Dirne läßt sich von dem glatten Gesicht des Jüten und seinem Geschwätz blenden."

„Das ist nicht wahr!"

„Gieb nur Acht! Er sucht sie auf, wenn sie allein ist. Sie hört ihn geduldig an und zieht ihre Hand nicht zurück, die er streichelt, wie die Katze über den Rücken der gefangenen Maus fährt, vor dem Abwürgen. Meinst Du, Dein Vater werde sein Kind einem Dänen an den Hals werfen?"

„Nimmer!"

„Aber wenn er es thun müßte aus Noth? In Thränen und Seufzern? Wenn er den Dänen noch schön bitten müßte, daß er doch nur um Gottes Barmherzigkeit willen die Dirne freite? Meinst Du, der Jüte nähme sie? Das ist ein hochfahrender Gesell, der einem ehrbaren Hause genug zu thun glaubt, wenn es durch ihn in Unehren kommt."

„So schlage ich ihn todt!"

„Ich bin nur ein beiseite geworfener Freier," sagte Dulk Hein bitter, „und kann nichts thun, als Dir eine Hand leihen, wo es noth thut. Du bist der Bruder. Schone Deine Alten, so lange es geht, aber habe Acht auf die Ehre Deiner Schwester."

Er entfernte sich in tiefer Bewegung und ließ den Freund allein, der in großer Aufregung zurückblieb. Es ward spät, ehe Beide sich wieder auf dem Gehöfte des Hochzeiters zusammen fanden.

Hier waren die Brautleute unterdessen vom Kirchgange zurückgekehrt und mit lautem Juchut, mit Sensenklirren und hellem Gesange bewillkommnet worden. Die Schenker hatten die Krüge der Gäste gefüllt und setzten den ersten Gang des Hochzeitsmahles, die weiten Schüsseln voll gedämpften Fleisches und bombenähnlichen Klößen auf die Tafel. Da zog jeder Hochzeitsgast aus der eigenen Tasche das Messer und anderes Tischgeräth, denn solches wurde nicht vom Hausvater geliefert. Ein tiefes Schweigen trat plötzlich auf der ganzen Tenne ein und nur die Schenker liefen mit den Kannen umher. Als aber der letzte Kloß von der Schüssel schwand, schmetterte die Trompete darein, die Querpfeifer quiekten dazwischen und Wer nicht lahm oder beinlos war, Alt oder Jung, beweibt oder ledig, Der mußte tanzen. Und sie tanzten Alle! Das Brautpaar voran, die Alten hinterdrein; die Kistenschlütersch mit dem ältesten Schaffner, die Schenker mit den Kranzdirnen bunt durcheinander. Und als nun der Jubel am größten war, schlug der älteste Schaffner mit einem Hammer gegen einen Kessel, das dröhnte durch den wirren Lärmen hin, wie ein Donnerschlag, und das zweite Gericht ward auf die Hochzeitstische gesetzt,

saftiges „Moerkfleesch“ in unübersehbaren Stücken. Darauf ging's zum Tanze wie das erste Mal, und als das dritte Gericht und der dritte Tanz vorüber, setzten sich Braut und Bräutigam mitten auf der großen Diele neben einander, vor sich einen Tisch und auf demselben eine irdene leere Schüssel. Nun theilten sich die Gäste in zwei Theile. Die Weiber zur Rechten, die Männer zur Linken, und gingen einzeln bei dem Paare vorüber, die Weiber bei der Braut, die Männer bei dem Bräutigam, sagten ein Wort von guter Aufnahme und freundlicher Bewirthung, nahmen einen Schluck aus dem dargebotenen Becher und legten die Hochzeitsgabe in die irdene Schüssel. Der Mann und das Weib aber, die gleichzeitig zum Brautpaare traten, fanden sich hinter dem Rücken derselben zusammen, sich die Hand zum Tanze reichend. Und von dem Augenblicke an ward nicht Ruhe, bis der letzte Tänzer zu Boden sank am zweiten oder dritten Tage.

Es ward Abend. Helle Kiehnspähne flackerten an den Wänden auf und warfen ein röthlich zitterndes Licht auf die beweglichen Gruppen. Alle waren so dicht in einander verschlungen, daß man den Einzelnen nicht leicht erkannte, und es sahen Wenige, als

sich eine schöne blasse Dirne dem Ausgange zuwandte und einem Jungkerl Zeichen über Zeichen machte, daß er ihr folgen möchte. Das geschah nur zögernd. Einige alte Weiber, die es bemerkten, zischelten unter sich, das müsse etwas bedeuten und es lohne sich schon der Mühe, näher hinzusehen.

Die schöne bleiche Maid, die durch die Belangthür schlüpfte, klopfenden Herzens und Thränen in den Augen, war des Detlev Schwester Ilsabe, und der Jungkerl, der ihr mit saurer Miene folgte, ihr Vetter aus Jütland, Larsen Rolf geheißen, der auf dem Hofe zuerst das Gnadenbrod aß und allgemach den Herrn zu spielen begann.

„Was fällt Dir nur ein, daß Du mich durch Nacht und Nebel schleppst? Drinnen hättest Du mir dasselbe sagen können."

„Rolf!" sagte die Dirne in fliegender Angst, „mir will das Herz zerspringen."

„Wirst 'nen Schluck zuviel getrunken haben. Dann ist die kühle Luft gesund für Dich. Aber ich habe nichts damit zu schaffen. Mir ist das ganze Leben hier zuwider und ich denke daran, nach Hause zu reisen."

„Du?"

„Hab's hier satt. Jeder Mann meint, er könne mich scheeren, weil ich anders zu leben gewohnt bin, als Ihr in Euerm Kleiboden. Von Allen ist Dein Bruder der Tollste, und am allerärgsten treibt es Dein ehemaliger Liebster, Dulf Hein."

„Larsen Rolf, sei barmherzig!"

„Ja doch! Aber dann weine mir auch nichts vor, wenn ich reise."

„Wir reisen zusammen."

„Das geht nicht. Du magst nachkommen. Später!"

„Ich werde mit Dir zugleich reisen."

„Bist Du klug? Willst wie eine fahrende Dirne hinter mir drein ziehen?"

„Du wirst mich vorher heirathen."

„Heirathen? Und so frischweg?"

„Du wirst zu meinen Aeltern gehen! Jetzt gleich wirst Du es thun. Wirst mich von ihnen zur Frau verlangen und ich werde Dir das Jawort geben. Der Priester traut uns je eher, je lieber und dann reisen wir."

„Gönne Dir Zeit, Liebchen. Das Alles muß nicht so eilig sein."

„Es muß. Gottes Hand ist schwer. Ich habe

gesündigt vor Ihm und den Menschen; darum dulde ich Alles und demüthige mich selbst vor Dir."

„Den Du eigentlich nicht mehr liebst; der Dir zuwider ist. Sage es doch nur gerade heraus."

„Mich hat die Sünde verblendet, daß ich ihr folgte, und ich muß nun tragen, was über mich kommt. Das will ich thun, ohne Murren und Thränen. Dir aber geziemt nicht, es mir vorzuwerfen, denn Du warst es — Um Gottes- und der heiligen Jungfrau willen! Lasse mich doch nicht vor Dir zur Beichte stehen, sondern habe Erbarmen und wirb um meine Hand."

„Mir steht nicht der Kopf darnach."

„Larsen Rolf! Ich will nur Deine Frau heißen und Deine Magd sein. Behandle mich so schlecht Du willst; ich werde es ohne Murren tragen, weil der Herr es so gefügt hat. Aber laß mich nicht vor der Welt zu Schanden werden."

„Verdammt kalt hier draußen!" sagte der herzlose Jüte. „Ich bleibe nicht länger."

„Mensch! Wenn Du noch irgend ein Gewissen hast, stoße mich nicht unbarmherzig von Dir, sonst verfluchen mich meine Aeltern und ich werde außer der Kirchhofswand lebendig begraben!"

Sie kreischte diese Worte in tiefster Seelenangst hervor. Aber in den Büschen umher ward es lebendig, und zum Tode erstarrend sah sich Ilsabe von einer Schaar alter Weiber umgeben.

„Ei, mein schmuckes Kind, was fällt Dir ein?“ kicherte die Eine.

„Hast so liebe Aeltern, die aller Gottseligkeit voll sind! Wie sollten sie Dich verfluchen?“

„Weil ich keinen Mann habe und doch Mutter bin!“ kreischte Ilsabe, überwältigt von dem Unerwarteten, und sank ohnmächtig hin.

Die Weiber erhoben ein wüstes Geschrei. Der alte Detlev war ein strenger Mann und als Aeltester der Gemeinde ein unbestechlicher Richter. Wo irgend ein Band der Sitte oder des Rechtes lockerte, da schnürte er es fester zusammen. Und nun traf die größte Schande sein eigenes Haus. Eine vollständigere Rache konnte Keiner wünschen. Sie rissen die Dirne vom Boden auf und rannten mit ihr dem Hause zu.

Larsen Rolf stand wie betäubt. Diesen Ausgang hatte er nicht erwartet. Er glaubte sich mit der Dirne allein und wollte sie blos demüthigen, dann aber sich nach und nach erweichen lassen. Sollte scheinen, als thäte er es aus Gnade und Barmher-

zigkeit, ob er gleich gern mit beiden Händen zugriff, denn der alte Detlev war ein reicher Mann und als Brautvater nicht zu verachten. Nun aber kamen alle Schrecknisse über Larsen Rolf. Er sah in Gedanken, wie die jungen Burschen ihm in ihrer Wuth die Kleider von dem Leibe rissen und ihn blutig geiselten, bis sie ihn an den Beinen zum Schindanger hinausschleppten. Ihm half nichts als eilige Flucht. Und sollte er umkommen auf den wüsten Haidestrecken, die zwischen den Marschen und seinem heimischen Dorfe auf den jütischen Dünen sich dehnten. Eiligst machte er sich auf den Weg, ohne noch einmal in das Haus zurückzukehren. Leise, wie ein Dieb, der sich bei jedem Schritte zu verrathen fürchtet, schlich er fort und horchte nach allen Seiten, ob Jemand in der Nähe sei. Und doch trieb ihm die Todesangst das Blut mit solcher Macht in das Hirn, daß er taub und blind fortschwankte und den Fußtritt nicht vernahm, der Schritt vor Schritt ihm folgte, immer tiefer in das dichtverschlungene Gestripp hinein.

Die große Diehle nimmt in den Ditmarscher Wohnungen fast den ganzen untern Theil des Hauses ein. Hier ist der Schauplatz der Arbeit und

der Feste, absonderlich aber der Hochzeiten. Gastfrei stehen die Häuser dem Wanderer geöffnet, aber am Hochzeitstage wird er mit zweifacher Herzlichkeit begrüßt. Da wird kein Bedürftiger, kein Neugieriger zurückgewiesen. Sie können Alles sehen und darüber schwatzen, soviel sie wollen, nur nicht über einen bestimmten Platz hinausgehen, der durch einen aus der Wand hervorragenden Baum bezeichnet ist, und der „Tokiefer-Balken" heißt. Von dort aus sendet der Hausmann in die buntbewegte Masse ein freundliches Lächeln, nebst Speise und Trank, oder auch wohl einen strengen Blick, wenn der Lärmen der Zuschauer den Lärmen der Geladenen übertönt.

„Was giebt's dort?" fragte der Hausmann stirnrunzelnd, als neuerdings ein wilder Lärmen in der Menge ausbrach und diese Miene machte, die Gränze zu durchbrechen, die das Herkommen seit einem Jahrhundert geheiligt hatte.

„Eine fahrende Dirne! Eine fahrende Dirne!" kreischten einige Stimmen und Andere riefen unwillkührlich: „Sei uns Gott gnädig und barmherzig!"

„So peitscht sie über die Marken des Dorfes hinaus!" sagte Vater Detlev, der Gemeinde-Ael-

teste mit fester Stimme. „Und daß sich kein ehrliches Auge daran versieht.“

„Das geht nicht an!“ entgegnete eine Stimme. „Sie gehört zur Gemeinde.“

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich. Der Alte aber sagte: „Gott wolle in seiner Gnade und Barmherzigkeit verhüten, daß ein solcher Schimpf über die Gemeinde kommt. Wenn es aber wahrhaftig geschehen ist, ermahne ich Den, der die Gewalt über die Verworfene hat, sich aller Weichheit zu begeben; nicht zu jammern und zu klagen, welches ein neuer Schimpf für die beleidigte Gemeinde ist, sondern als ein gerechter Richter kalten Blutes das Recht zu sprechen. Hört, Ihr Väter der Gemeinde, die Ihr hier versammelt seid! Wollt Ihr also thun?“

„Ja!“ antworteten die Männer mit tonloser Stimme. Es herrschte jetzt in dem weiten, halbdunklen Raum eine Todtenstille. Der vielfach verschlungene Menschenknäul öffnete sich nur mit Widerstreben. Selbst die Weiber, die sich vorher so grimmig gebehrdeten, erschraken vor des Aeltesten eisernen Worten. Sie kauerten sich auf den Boden und suchten ungesehen zu entschlüpfen.

Das Gesicht mit den Händen bedeckt, trat eine zitternde Gestalt aus der Menge und sank mit tiefem Stöhnen zu den Füßen des strengen Richters.

„Jesus! Es ist meine Tochter!“ rief der Alte und sein Angesicht wurde bleich wie Schnee. Seine Kniee wankten. Ein Mann sprang mitleidig hinzu und stützte ihn. Er merkte es nicht.

Die Mutter eilte mit lautem Schreien herbei. Sie raufte sich das Haar und flehte den Himmel um Erbarmen an.

Der alte Detlev riß sein Weib mit einem Ruck von der Erde auf.

„Wenn Du noch einen Hahnenschrei lang bei der Dirne weilst, stoße ich Dich auf die Straße!“

Kein Laut hatte bisher die grauenvolle Stille unterbrochen. Da trat der Hausmann und Brautvater, bei dem sich das Alles ereignete, langsam heran und sagte, mit der Hand über die Augen fahrend:

„Bruder Detlev, mich erbarmt's, aber ich kann nicht anders. Macht, daß Ihr mitsammen aus meinem Hause kommt, dieweil Ihr mit dem Brandmal der Schande gezeichnet wurdet. Es bringt uns in der Leute Mäuler, wenn wir länger mit Euch unter einem Dache weilen.“

„Er hat Recht!" sagte Vater Detlev. „Wir müssen gehen."

Ein Flehenslaut der Unglücklichen traf sein Ohr. Er aber riß sie mit starker Hand vom Boden auf, umfaßte sein wehklagendes Weib und verließ mit Beiden die Diehle. Das Volk wich scheu zurück. Als er durch das Heckthor schritt, welches auf sein eigenes Gehöfte führte, ließ er Ilsabe fallen und sagte mit Eiseskälte:

„Hier verende!"

Die Mutter wagte ein bittendes Wort. Er unterbrach sie:

„Ilsabe ist gerichtet. Aber wenn ich den Schurken finde, der dieses Leid über uns gebracht hat. . ."

Er hob die geballte Faust. Vernichtendes Feuer sprühte aus seinen Augen.

„Ich bringe ihn Dir!" rief der junge Detlev, durch das Heckthor schreitend. „Siehst Du es nun ein, welche falsche Katze Du zu Dir in's Haus genommen?"

Detlev schleuderte Larsen Rolf dem Vater zu. Er berichtete, wie er das Geheimniß erfahren und die Flucht des Rolf verhindert habe.

„Es ist gut!" sagte der Alte.

„Ich hätte ihn gleich gewürgt," sagte der Sohn mit steigendem Ingrimm, „aber Du mußtest ihn erst selbst sehen. Nun aber soll mich nichts abhalten. . . ."

Die Eisenfaust des Vaters warf den Sohn zurück:

„Dir gebührt nicht, Hand an ihn zu legen. Das hieße, ein Urtheil vollstrecken, ehe es gefällt ist. Ihm soll sein Recht werden."

„Und welches ist sein Recht?"

„Ich finde es ihm als Vater und vollstrecke es als Richter!" sagte der alte Detlev. „Er werde hinausgeschleppt nach dem wüsten Gemeindeanger, wo man das todte Aas den Vögeln zum Fraße hinwirft. Dort wird er gepfählt."

Larsen Rolf hatte trotz seiner Hülfslosigkeit diesen Spruch gehört und stieß ein furchtbares Geheul aus. Niemand achtete darauf.

„Bringe Deine Mutter in die Döns und dann suche nach einem Pfahl!" sagte der Vater, und gehorsam ergriff der Sohn den Arm der Mutter, die ihm willenlos folgte. Der Vater blieb bei den Verurtheilten zurück.

Nach längerer Pause kehrte der junge Detlev

zurück, einen langen, unten scharf zugespitzten Pfahl auf der Schulter:

„Hier ist der Pfahl, Vater!"

„So komm'!" entgegnete dieser, und riß Larsen Rolf vom Boden auf. Alle Drei verschwanden im Dunkel der Nacht.

Eine Viertelstunde verstrich. Raschen Schrittes kam ein Mann durch das offene Heckthor. Er sah Ilsabe regungslos am Boden liegen, beugte sich zu ihr herab und suchte, sie in's Leben zurückzurufen. Als sie die Augen aufschlug, sagte er von Mitleid bewältigt:

„Dirne! Du kommst hier um!"

„Weg! Weg!" wimmerte sie. Du weißt nicht. . ."

„Ich weiß Alles! Bin ja Dulk Hein, dein ehemaliger Freiersmann."

„O Gott! Gott! Mache mich blind!"

„Das ist nicht genug," sagte der ernste Jüngling. „Er muß Dich auch taub und stumm machen, um Dich von allem Elend zu befreien."

„Sie werden mich auf die Schwelle der Kirchthür werfen und jedes Christenmenschen Fuß wird

über mich hinweggehen. Dann stoßen sie mich in ein sechs Fuß tiefes Grab und dämmen es zu."

„Das sollen sie nicht. Ich tödte Dich vorher, weil ich Dich lieb gehabt habe."

„Dulk Hein!" rief das Mädchen, sich aufrichtend. „Nun erst fühle ich meine schwere Sünde."

„Vorher versöhne Dich mit Deinem Gott. Ich vergebe Dir, noch ehe Du darum bittest, damit es Dir leichter werde um's Herz. Beichte und bete! Ich lasse Dich allein."

Er zog sich zurück und ging gemessenen Schrittes den Hof mehrere Male auf und ab. Erst nach geraumer Zeit, als sie sich langsam von ihren Knieen erhob, kehrte er zu ihr zurück.

„Ilsabe Detlev, bist Du mit Deinem Gott versöhnt?"

„Ich bin es. Mein Verbrechen habe ich von Herzen bereut und hoffe, daß Gott es mir vergeben wird, wie Du mir vergeben hast."

„Dann fahre hin im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dein Blut komme über mich."

Er riß sie an sich und drückte sie heftig an seine

Brust. Darauf sank sie, von seinem Messer durchbohrt, lautlos zu Boden.

Vater und Sohn kehrten zurück vom blutigen Richteramt und fanden Dulk Hein bei der Leiche Ilsabe's. Sie verstanden sich ohne Worte, drückten sich zum Zeichen dessen die Hand und begruben die Unglückliche in der Stille an einem abgelegenen Orte.

Das Wehen der großen Zeit, die im Anzuge war, verbreitete sich auch über die Lande der Ditmarschen, und bedeckte die einzelnen Begebenheiten mit Vergessenheit. Das Unglück des alten Detlev und aller Seinen, ward von dem Kirchspiel Brunsbüttel und den angränzenden Gehöften besprochen. Die im voraus Verurtheilten sahen dem peinlichen Gerichte, das über sie hereinbrechen sollte, gleichmüthig entgegen. Sie harrten des vernichtenden Schlages.

Da kehrte der Bote zurück, den die Landesgemeinde an den Erzbischof von Bremen abgesandt hatte. Seine willkommene Botschaft schallte mit heller Stimme durch alles Land von den hohen Karven der Geest bis zu der Hever-Mündung, wo die Westsee zwischen den Friesen-Inseln ruhelos auf und ab wogt.

„Freiheit! Freiheit!“ riefen die Männer begei-

stert. „Greift zu den Waffen, Ditmarscher! Helft den gemeinsamen Feind bekämpfen und zertrümmert das Joch der Knechtschaft für immer. Der Erzbischof wiederholt das gegebene Wort, das uns von der Erbunterthänigkeit löst und uns jeden Zehnten erläßt, der nur das Merkmal der Knechtschaft ist; Graf Adolf von Schauenburg zeichnet als Herr von Nordelbingen unsern Freibrief und bestätigt alle Privilegien. Die Stadt Hamburg, die erst kürzlich sich von dem Orlamünder losgekauft, verbürgt sich für die redliche Erfüllung, und der nun ernannte Senat unterzeichnet den feierlichen Vertrag."

Jubelnd hallten diese Worte durch das ganze Land. Da war keine Hütte, die nicht ihren Besten als Streiter gewappnet, kein Vater, der nicht den Sohn mit freudigem Händedruck entlassen hätte, zum glorreichen Werke. Die einzelnen Gemeinden sammelten ihre Streiter und übten sie in den Waffen, des großen Tages harrend, da die Häupter des Landes sie zu einem Heerbann vereinigen würden. Auf erhöhten Plätzen wehte das stolze Ditmarschen-Banner: Eine purpurrothe Fahne mit dem goldenen Reiter auf silbernem Pferde. Um dasselbe lagerte

eine muthige Jünglingsschaar, die es mit eifersüchtigen Blicken bewachte.

Von dem Kirchhofe zu Brunsbüttel schieden drei Männer und schlugen den breiten Waldweg ein, der hinauf nach Wöhrden führt. Es war der alte Detlev, sammt seinen Söhnen. Sie hatten die Mutter begraben, die dem Gram der letzten Tage erlegen war. Des Wanderns müde, saßen sie gegen Abend stumm am Wege, Einer des Andern Hand gefaßt haltend. Die Vergangenheit zog in verworrenen Bildern an ihnen vorüber.

Da stürmte ein wohlberittener Haufe des Weges entlang und sang ein kriegerisch Lied:

„Wollt Ihr vernehmen neuen Sang? —
Von Seelands Meeresborden
Ziehn Tausend mit Trompetenklang
Heran zu unserm Norden.

Sie ziehen stolz zu Wöhrden ein,
Von unserm Fett zu zehren:
Sie trinken in Meldorf unsern Wein,
Und schwimmen auf unsern Fähren.

Und als sie wohl gezechet han,
Ging's stolz, als wie zum Siegen;
Der Trommel folgen Mann vor Mann,
Die Fähnlein lassen sie fliegen.

Und hängt's mit Ketten am Himmel nicht,
Muß Ditmarsch unser werden!
Was will der dumme Bauernwicht?
Wir sind die Herren der Erden!"

„Sie sind es nicht und sollen es in Ewigkeit nicht sein!" sagte der greise Detlev und ging den reisigen Männern entgegen:

„Welche kriegerische Begebenheit weckt den längst entschlafenen Kriegsgesang?"

„Freiheit! Freiheit!" jauchzte ihm die muthige Schaar als Antwort entgegen. „Seid Ihr die Einzigen, die am hellen Tage schlafen, daß sie nicht wissen, was im Lande Ditmarschen geschieht?"

„Wir sind die Apostel einer neuen Zeit!" sagte ein junger Mönch begeistert, der den Klosterzwang gebrochen und statt der geweihten Kerze und des Breviers das Schwerdt und den Helm ergriffen hatte. „Seht Ihr nicht am Himmel die Sonne der Freiheit glühen?"

„Wohl wird sie uns aufgehen, wie die junge Morgenröthe es uns verkündet!" entgegnete ein besonnener Mann, der aus der Menge trat, „aber erst, nachdem wir den Erbfeind unserer Küsten zur

ewigen Ruhe brachten. Es muß noch viel edles Ditmarschenblut fließen."

Vater Detlev sah seine Söhne an. Diese ergriffen seine Hand.

„Unser Blut!" sagte darauf der Vater zu dem Führer der Schaar und alle Drei schritten vor demselben her.

Mit schallendem Rufe wurden die neuen Gefährten begrüßt; dann ging der Zug unaufhaltsam weiter und der kriegerische Gesang brauste ihm voran:

„Ditmarscher, das böse Bauernpack,
Das möchte werden die Herren: —
Und leben sie nur noch sieben Jahr,
So sind sie der Holsten Herren."

„Wir brechen eine Gasse durch die feindlichen Reihen!" rief Dulk Hein begeistert. „Ueber uns hinweg geht der Weg zur Freiheit."

Die Worte der Einzelnen verhallten vor dem Jubelgeschrei der Uebrigen. Es ertönte leiser und leiser, bis der Wald es mit tiefem Schweigen umhüllte. Jedes Leben war erstorben, wo noch vor Kurzem der alte Detlev mit seinen Söhnen gesessen. Nur die schäumende Welle rauschte eintönig gegen die Wurthen von Brunsbüttel heran.

Auf öder Haide.

Eine öde Wüste. So weit das Auge nach allen Himmelsgegenden reichte, nichts als welkes Haidekraut, das zum Theil unterm Schnee versteckt lag. Nur je zuweilen erhob sich in der Ferne eine Gruppe verkrüppelter Fichten, gleich einer Insel, aus dem starren Boden. Hier und dort eine Vertiefung im Sande, in welcher taube Kohlen und benagte Knochen verstreut umher lagen, die vorübergehende Herberge abenteuernden Gesindels. Der feuchte Nebel ballte sich zu riesigen Massen, die gespenstisch, wie steuerlose Segler, neben einander hin glitten.

Kein gerader Weg durchschnitt dieses Chaos. Die einzelnen Pfade kreuzten sich überall und verschlangen sich so seltsam, daß man ein Tagewerk laufen konnte, ohne eine halbe Wegstrecke weiter zu kommen.

Und der Wanderer, der jetzt bis zum Tode ermüdet daher kam, war in ein solches Labyrinth gerathen. Er hatte sein Tagewerk redlich abgelaufen, ohne sich aus dem endlosen Gewirr herauszufinden. Jetzt schwand der letzte Schimmer des Tages. Die Dämmerung verdichtete sich mehr und mehr.

„Ich kann nicht weiter!" sagte der Wanderer vor sich hin und sank auf einen Haufen gefrornen Schnee's, den der Wind zusammen getrieben hatte. „Meine Kraft ist hin! Helfe Euch Gott, da ich mir selbst nicht helfen kann."

Mit halbem Leibe aufgerichtet, saß er da. Angst und Furcht zeigten sich in seinen Blicken. Eine dichte Nebelwolke, seltsam gestaltet, streifte hart an ihm vorüber. Er streckte die Hand abwehrend von sich, als hätte er ein Gesicht, das ihn ängstigte.

Die Luft stöhnte schwer und bang. Es klang wie hohles Grabesrufen.

„Erick! Erick!" schlug es an das Ohr des fast ohnmächtigen Wanderers.

„Das ist meiner Mutter Stimme!" kreischte er auf. „Sie ruft mich aus ihrem Grabe, darinnen sie keine Ruhe hat, weil ich sie nicht mit geweihter Erde bedeckte."

„Erick! Erick!“ klang es von Neuem und ein riesiger Nachtvogel schwebte über ihn hinweg.

„Erbarme Dich, Mutter! Wohl habe ich gefrevelt, denn ich habe Dich lieblos verlassen, und eine fremde Hand hat Dich zur Ruhe gebracht. Aber, Mutter, Du weißt es, was mich jagte! Und ich kam doch zu spät! Wenn ich heimkomme, will ich auf Deinem Grabe knieen und Blümlein darauf pflanzen, die süß duften. Laß nur erst meine Sendung erfüllt und mein armer Herr befreit sein. Das ist ja auch ein heiliges Werk, Mutter! Willst Du mich nicht bei demselben schützen?“

Und noch einmal klang der Ruf „Erick! Erick!“ zu ihm; aber nicht, wie vorher, dumpf und schaurig, sondern milde und freundlich, wie ein leiser West, der im Dämmerlichte mit den Apfelblüthen spielt.

Der Junkherr faltete mit seligem Lächeln die Hände, und betete still, dann aber sank er erschöpft auf den Schneehügel zurück.

Ein tiefer Schlaf umfing ihn. Mit der scheidenden Sonne hatte sich der Wind ganz gelegt. Eine Grabesstille herrschte überall. Man konnte deutlich das Geheul der halbverhungerten Wölfe

vernehmen, die am Saum des fernen Fichtengehölzes hinstrichen.

Zwei Reiter zogen desselben Weges. Es war ein Ritter sammt seinem Knappen, die jede Richtung des Pfades verloren hatten.

„Es hilft nichts, Hansel, daß wir den Gäulen noch mehr zumuthen!“ sagte der Ritter, sich in sein Schicksal findend. „Wir thun ihnen nutzlos Ueberlast und Morgen sind sie vollends lahm. Wir müssen auf freiem Felde übernachten.“

„Wie Ihr wollt, Herr Ritter!“ entgegnete Hansel. „Wenn's unterm freien Himmel gehauset sein soll, ist's gerade hier am besten. Liegt 'ne Art Wall vor uns, dahinter wir schulen können, und dieser verkrüppelte Stamm ist gut genug, die Pferde daran zu binden. Komm, Weißfuß! Hast lange nicht an einer so leeren Krippe gestanden. — Ist's Euch genehm, Herr Ritter, so herbergen wir hier.“

„Hier oder hundert Schritte weiter!“ sprach Jener, dem Hansel den Zügel hinwerfend. „Sieh zu, wie Du mit den Gäulen zurecht kommst. Ich will mich nach einer handlichen Lagerstätte umthun.“

Vorsichtig schritt der Ritter über den ungleichen

Boden hin. Da stieß er mit dem Fuße gegen einen menschlichen Körper.

„Was ist das?“ rief er, sich schnell niederbükkend. „Ein Mensch! He, Hansel! He! Wo bist Du?“

Hansel hatte die Pferde nothdürftig angebunden und statt alles andern Futters Jedem ein Stück Gerstenbrod in das Maul geschoben, als er das Rufen seines Herrn vernahm.

„Komme schon, Gestrenger! Ei, was habt Ihr denn hier für Gesellschaft gefunden?“

„Ich glaubte zuerst, es sei ein Todter. Aber in diesem Körper ist noch Leben. Schnell, Hansel! Hilf mir ihn aufrichten.“

Der Knappe ging rüstig zur Hand. Der Fremde schlug nach einiger Zeit die Augen auf.

„Da habt Ihr'n!“ sagte Hansel lustig. „Jetzt ist's gut, daß ich vorhin den Mähren nicht alles Gerstenbrod in's Maul geschoben habe, und da auch in dem Schlauche noch ein Schluck erträglichen Weines ist, können wir hier mitsammen den Nachtimbiß halten.“

Hansel schleppte Alles herbei, was er hatte, und

der fremde Wanderer fühlte sich durch die gebotene Erquickung völlig gestärkt.

„Dank Euch, Herr!“ sagte er mit herzlichem Tone. „Ihr habt mich vom Untergange gerettet, denn ohne Eure Hülfe wäre ich aus meinem Schlafe nie wieder erwacht. Ich danke Euch dafür, nicht sowohl um meinet- als um derer willen, die meiner bedürfen.“

„Geschah zu Ehren Gottes und des Fräuleins, dem ich diene!“ entgegnete der Ritter. „Vielleicht könnt Ihr den Dienst, den ich Euch geleistet, fördersamst wettmachen. Seit Stunden reiten wir in der Irre. Wie gelangen wir auf die rechte Straße?“

„Daß ich der Gegend nicht besonders kundig sein mag,“ sagte Erick Faaborg, „seht Ihr schon daraus, Herr Ritter, daß ich mich selbst verirrte. Aber dennoch gelingt es mir vielleicht, uns aus dieser Wildniß zu helfen, worin ich manchen langen Tag hausete. Ich bin mehr von einer Ohnmacht bewältigt worden, als daß ich einstweilig die Richtung verlor. Wohin wollt Ihr geführt sein, Herr Ritter?“

„Mir genügt, wenn Ihr mir die Straße zeigt, die mich zu den Ufern der Jeetze bringt.“

„Das ist unnütz, Herr," antwortete der Junkherr, der bei dem Begehr des Ritters stutzig ward.

„Unnütz?" rief Jener staunend. „Was meint Ihr damit, daß es unnütz sei?"

„Es ist unnütz, daß Ihr der Jeetze zu reitet. Der Strom ist bis auf den Grund gefroren und Ihr mögt in das Eis Lumen hauen, so weit Ihr wollt, und Angeln auslegen, so viel Ihr könnt, die Schmerlen beißen nicht und wenn der Köder noch so lockend ist."

„Halloh, Bursch!" rief der Ritter mißtrauisch. „Was ist das für eine Antwort? Kam sie aus Deinem Gehirn, so bist Du nicht der Haideläufer, für den ich Dich hielt. Antwort! Was willst Du mit Deinen Schmerlen? Hälst Du mich für einen Fischer?"

„Mein Seel, Herr! So thue ich! Dieweil die Schmerlen aus der Jeetze so begehrt sind, daß Einer sie dem Andern aus den Händen reißt, dachte ich, Ihr hättet in der Fremde davon gehört und wolltet Euern Theil daran haben."

„Sehe ich denn aus, wie ein Fischer?" fragte der Ritter, den Junkherrn aufmerksam betrachtend.

„Schaut, Herr! Ich lebte lange bei einem al-

ten Schaafhirten, der mich aus der Taufe gehoben hat und große Stücke auf mich hielt. Er kannte Dinge, die tausend Andere nicht kannten, und wußte auch mit dem Fischfange Bescheid. Alles treibt Fischfang, sagte der Alte. Der Bauer fischt, so gut wie der Saumrößler, und der Pfaff nicht minder, als der Rittersmann, nur daß Jeder von diesen einen andern Angelhaken braucht. Und darum könnte es doch auch möglich sein, daß Ihr bei'm härtesten Frost auf den Fischfang ausgingt, weil Ihr eine absonderliche Angelschnur dazu hättet."

Diese Worte waren wenig geeignet, den Verdacht des Ritters zu vermindern. Doch hütete er sich wohl, denselben auszusprechen, sondern sagte unwillig: „Wenn Du mir nochmals dergleichen Narrheiten vorplärrst, werde ich Dich Sitte lehren. Auskunft sollst Du geben geradezu, wie ich an das Ufer der Jeetze gelange, längs welchem der Weg zu dem Dörflein Dannenberg führt!"

„Ihr meint doch dasselbe Dörfchen, bei welchem ein festes Schloß mit steinernen Thürmen ist, das ein alter Kastellan verwaltet und worin eine stattliche Schaar von Reitern und Fußknechten hauset, die Alle ausschauen, als hätten sie den Teufel im

Leibe? Wenn ich Euch rathen soll, geht nicht dahin."

„Und weshalb nicht?"

„Seht, Herr! Wir Leute in der Umgegend haben von diesem Thurm eine absonderliche Meinung und mein Pathe sagt, es sei nicht geheuer darin. Mit den Gespenstern ist nicht zu spaßen, sie mögen Einem nun in einem verfallenen Schlosse begegnen, oder auf öder Haide."

Bei diesen Worten sah der Junkherr sich so furchtsam um, als säße ihm ein solcher ungebetener Gast dicht auf den Fersen und er setzte halblaut hinzu: „Laßt uns nicht von dergleichen Dingen sprechen."

„Ich fürchte Deine Burggeister nicht, weder die unbewaffneten, noch die bewaffneten!" sagte der Ritter zuversichtlich. „Und wenn Du mir darum den Weg zum Schlosse zeigen kannst, soll es Dein Schaden nicht sein."

„Würde es können," entgegnete Jener, „wenn nur ein Sternlein zu sehen wäre, wonach ich mich richten könnte. Aber der Himmel ist noch dunkler worden, als vorhin und wir müssen den Tag abwarten. Wenn das Bette auch nicht sonderlich

weich und warm ist, müssen wir uns darin doch behelfen, so gut es geht."

Damit warf er sich platt an die Erde und richtete sich zum Schlafen ein.

Der Knappe des Ritters kam in diesem Augenblicke herbei und rief demselben zu:

„Denke, es wird nicht nöthig sein, auf Schnee zu liegen und uns mit des Herrgotts blauem Himmel zuzudecken. Ich wittere eine Herberge."

„Wo? Wo?" fragte der Ritter und Erick erhob sich schnell von seinem Lager.

„Wollte mich neben meinen Gäulen niederstrecken, die vor Hunger und Kälte zittern, als es wie fernes Wetterleuchten mein Auge traf. Hollah! denke ich, was ist das? Mir schien's Anfangs, als stecke der Mond in der Kimmung des Horizontes. Als mir aber einfiel, daß wir vorige Nacht um dieselbe Zeit, als doch der Himmel ganz rein war, nichts von dem Monde gewahrten, sah ich genauer hin und erkannte ein glimmendes Feuer. Dorthin müßt Ihr schauen, Herr! Es prasselt gerade hell auf."

Die Männer sahen ein Feuer, welches ihnen gastlich durch die Nacht entgegen leuchtete und Hansel rief fröhlich:

„Wo Feuer ist, sind auch Menschen, und wir thun besser, uns gemeinschaftlich mit ihnen zu wärmen, als hier allein vor Frost am ganzen Leibe zu zittern.“

Solcher Meinung waren auch der Ritter und der Junkherr, die alsbald in der Richtung des Feuers fortschritten, das hell aufleuchtete, während Hansel die Pferde wieder aufzäumte, und ihnen begütigend zusprach.

Das Feuer loderte prasselnd auf und die Männer, die um dasselbe saßen, waren guter Dinge. Hatten dazu auch alle Ursache. Röstete auf der einen Seite ein stattlicher Rehbock und auf der andern ein jährig Kalb, das sich, keiner der Männer wußte wie? vom nächsten Gehöfte bis hierher verirrt hatte. Auch an einem guten Trunk fehlte es nicht, und wenn es auf öder Haide irgendwo behaglich werden kann, war es hier, wo Gesang, Lachen und sonstige Narrethei wüst durcheinander flogen.

Mochten etwa ein Dutzend sein. Die wilden, trotzigen Gesichter halb verdeckt von struppigen Bärten, Alle im Harnisch, worüber ein Mantel von grober Wolle geworfen; die rostige Pickelhaube auf

dem Kopfe, ein breites Schlachtschwerdt an der Seite. Die Lanzen waren weiter zurück fest in die Erde gerammt und an denselben die Rosse angebunden. Inmitten des Kreises saß Einer mit Becher und Würfel in der Hand, der zum dritten Male einen Satz einstrich und zum vierten Wurf ausholte. Wer ihm zur Linken saß, der glaubte, er härme sich ob des Gewinnes, und habe nichts davon als eitel Kummer und Verdruß, so vergrämt schaute er darein. Wer ihn aber von der Rechten anschaute, der sah deutlich, daß er über die Maßen fröhlich war und den Augenblick nicht erwarten konnte, da die klappernden Würfel ihm ferner das Glück dienstbar machen würden. Dieser Mann war Junkherr Joachim von Boitzenburg, auch Schlauchjochen genannt, der in der Hirschenschenke zu Sonderburg dem geächteten Schweriner die erlesene Schaar zuführte, die das königliche Treibjagen hielt, das auf Lyöe begann und im festen Schlosse zu Dannenberg endete. Seit jenem Tage waren die wilden Jäger unzertrennlich von einander; sie folgten mitsammen dem Grafen in die halb gewonnene Heimath und zogen im Lande hin und her, betraut mit absonderlichen Sendungen, zumeist aber solchen, wobei es ohne blutige Köpfe

nicht abzugehen pflegte. Als aber dem Grafen Heinrich plötzlich die Kunde kam, der Däne habe die Spur gefunden, welche zu dem königlichen Gehege führe, und seine Späher sich im Lande blicken ließen, schickte er die Lyöe'er-Meute gen Dannenberg, damit sie die Umgegend sorgsam durchforsche und Alles aus dem Wege räume, was sich nur irgend Verdächtiges blicken lasse.

„Gut stehen sie!“ rief Schlauch-Jochen laut und strich lachend den vierten Satz ein. Sein Spielgenoß aber schleuderte die dargebotenen Würfel mit einem wilden Fluche in's Feuer und suchte seinen Zorn mit einem tüchtigen Trunk hinunter zu spülen.

„Wer will nach ihm an's Messer?“ rief Schlauch-Jochen und blickte herausfordernd im Kreise umher. Als aber Niemand geneigt schien, seinen letzten Heller an ein solch kühnes Wagniß zu setzen, schüttelte sich der Junkherr und sagte mürrisch:

„Kein Christenthum mehr im Volke. Es weiß nicht, daß geschrieben steht, wie die Kriegsknechte um den Rock des Heilandes würfelten, als sie ihn schon an's Kreuz geschlagen hatten, und der unsrige

sitzt noch im Thurm. Was wollt Ihr dann thun, wenn er den Commissarien wieder so schnöde Dinge sagt, als das erste Mal, und wir gezwungen sind, ihm die unnütze Zunge auszureißen? Ihr seid erbärmliches Gesindel, das nicht in die Augen eines Würfels sehen kann, ohne sie mit seinen Kalbsaugen zu beweinen. — Du da am Bratspieß! Wie weit ist es mit der Mahlzeit?"

„Kann Euch bald vom Kalb ein handlich Stück herunter säbeln, Junkherr!" enegegnete Jener, indem er das Zeichen des Trinkens machte. „Muß nur flugs nochmals begossen werden."

„Du bist ein Nimmersatt!" brummte sein Nachbar. „Ist bereits das vierte Mal, daß Du heute Abend Deine Kehle auswäschst. Wird denn das Ding niemals rein?"

Der Küchenmeister der wilden Lyöejäger warf einen stechenden Blick auf den Frager, denn er wußte wohl, daß Jener selbst die Frage in einer Weise beantworten würde, die ihn zum Gegenstande des allgemeinen Hohnes machte, wie schon öfter geschehen; aber die beiden riesigen Bluthunde, welche die wilde Schaar zu begleiten pflegten, fuhren mit lautem Gebell dazwischen.

„Was giebt's da?" rief Schlauch-Jochen aufspringend. „He! Hollah! Wollen die Bestien das Maul halten! Was giebt's? frage ich nochmals."

„Verirrte Wanderer!" sagte einer der Männer, zum Feuer tretend. „Fand sie unfern von hier und sah, daß sie gerades Weges auf das Feuer losgingen. Da habt Ihr sie."

Der Ritter, der Junkherr und der Knappe traten zum Feuer und wurden von dem Führer des Zuges mit großer Aufmerksamkeit betrachtet.

„Wer seid Ihr mitsammen? Woher kommt Ihr und wo wollt Ihr hin?"

„Mein Name ist Wulf von Borsfleth," entgegnete der Ritter und dieser ist mein Knappe."

„Und jener Dritte?"

„Kenne ihn nicht. Fand ihn vorhin erstarrt im Schnee und brachte ihn wieder zu sich. Scheint hierorts zu Hause zu sein. Sagt es wenigstens."

„Soll nachher an die Reihe kommen. Vorerst ein Wort mit Euch, Herr Ritter. Ihr sollt sehen, daß ich Rittersitte zu üben weiß. Aber ehe ich Euch zum Banquet lade, möchte ich gerne wissen, wessen Euer Geschäft auf dieser öden Haide ist?"

„Kein anderes, als sie sobald als möglich im

Rücken zu haben. Bin sehr zur Unzeit in die Irre gegangen. Mein Weg führt nach einer ganz andern Richtung."

„Und nach welcher?"

„Das ist mir nicht gestattet, zu sagen."

Junkherr Joachim sah seine Gefährten der Reihe nach an und sagte darauf:

„Alle diese sind mit mir gleichen Sinnes und mir blind ergeben. Sie fordern mit mir, daß Ihr ohne Zögern sagt, was Ihr hier sucht?"

„Ihr habt die Uebermacht. Aber wäre sie zehnfach größer, Ihr könntet mich wohl tödten, aber mir nicht mein Geheimniß entreißen."

„Wollen sehen!" sagte Junkherr Joachim spöttisch und erhob die Hand. In demselben Augenblicke fiel von hinten eine Schlinge über den Kopf des Ritters und unter brüllendem Gelächter wurde dieser zu Boden gerissen.

„Ihr habt's nun!" fuhr Jener fort. „Bis zum Morgen bleibt Euch Zeit genug, nachzugrübeln, was Euch am meisten frommt. Bedenkt aber, daß die Schlinge, die Euch zu Boden warf, sich so enge um die Gurgel ziehen kann, daß Euch das Aufstehen für immer verleidet wird."

Der Ritter und sein Knappe wurden vollends bewältigt, während dessen Junker Joachim dem harrenden Erick zurief:

„Und Du, Bursch? Bist Du auch so geheimnißvoll? Wohin willst Du?"

„Nach Schloß Dannenberg, wenn Ihr es durchaus wissen wollt!"

„Oho, mein Junge! Du begehrst gut auf. Und wenn ich es nicht haben will?"

„Sollte mir um Euretwillen leid thun, Herr. Aber gehen würde ich doch."

„Der Junge gefällt mir!" lachte Junkherr Joachim laut auf. „Kriegt zwar auch 'ne Hanfschnur um den Hals, aber es gefällt mir besser, wenn die armen Sünder mit einem derben Fluche, als wenn sie mit einem Ave Maria den letzten Seufzer aushauchen. Sage mir, Gesell, hast Du eine absonderliche Furcht vor dem Galgen?"

„Habe den Teufel von Euerm Galgen, da ich über kurz oder lang an's Kreuz geschlagen werden soll."

„Was ist's für'n Bocksprung, den Ihr da macht?" fragte Junkherr Joachim unwirsch. „He? Was soll das heißen?"

„Soll heißen, daß ich bald heirathen werde. Habe mich da mit einer Dirne eingelassen, — nun, Ihr wißt wohl, wie es so zugeht. Ist mir nicht sonderlich viel daran gelegen, aber als ein ehrlicher Kerl muß ich doch mein Wort halten."

„Und darum nach dem Schlosse? He? Was willst Du auf'm Dannenberg?"

„Nun, zum Donner! Werde doch dahin müssen, wo die Braut zu finden ist."

„Auf dem ganzen Dannenberg ist nur eine Dirne und das ist die schmucke Else. Ha! Gesell! Bist Du vielleicht der Bursche, den sich die Jungfer zur Liebsten aussuchte, und der dann mit dem Jawort spurlos verschwunden ist?"

„Aber jetzt wieder kommt, sein Wort zu lösen und die Dirne zu heuern. Mein Weg war weit, und man reist nicht stets unbehindert im Lande umher, wie ich jetzt eben wieder erfahre."

„Bist noch nicht von der Schlinge los, Söhnlein!" rief Junkherr Joachim. „Dein Wort ist nicht wie das Wort des Pabstes, das man nicht bezweifeln darf, ohne für den Frevel lebenslänglich in der Hölle zu braten. Ich muß einen bessern Bürgen haben."

„Ziemt sich gar nicht für Euch, Junkherr Joachim," entgegnete Erick ruhig, „daß Ihr zum Dank für die vollen Krüge, die Ihr auf König Waldemar's Kerbholz in Vater Markwolds Kämmerlein geleert, Diesem als Gratias seinen Eidam abspenstig machen wollt. Habe Euch so oft auf Euer Lager bringen helfen, daß Ihr mich wohl wieder kennen könntet. Aber Euer Gedächtniß ist voll Löcher wie ein Sieb. Wenn ihr Euern eignen Augen und Ohren mißtraut, ruft die Beiden dort von ihren Würfeln ab, damit sie für mich zeugen, denn sie haben gewiß die Püffe noch nicht vergessen, welche sie bei der ersten Rauferei von mir erhielten. He! Hollah, Ihr Zweie! Schaut mich genau an! Wenn ich die rechte Faust balle, sie in der Luft schwenke — seht einmal so — und sie dann blitzschnell auf Euere Schädel niederfallen lasse, könnt Ihr mir dann sagen, Wer ich bin?"

„Das ist der Else ihr Erick!" riefen Beide, wie aus einem Munde. „Scheeren uns den Teufel um ihn."

„Da habt Ihr's" sagte dieser gleichmüthig. „Und da Ihr nun vollständig befriedigt sein müßt, mache

ich auf dieselbe Gastfreundschaft Anspruch, die Euch so oft bei'm Vater Markwold zu Theil geworden."

„Die soll Dir werden, Junge!" rief Junkherr Joachim fröhlich, „denn Du gefällst mir besser, als jenes zierliche Herrlein, und es wäre mir gewiß leid gewesen, wenn ich Dir die Hanfschnur hätte um den Hals legen müssen. Hättest indessen stattliche Gesellschaft gefunden, denn ich kann Dir sagen, daß sich schon manche naseweise Drossel in meinen Schlingen gefangen hat. He! Bringt dem Erick zu essen und reicht ihm eine volle Kanne. Wenn er daheim ist, wollen wir es wieder beitreiben, absonderlich am Hochzeitstage."

„Hört, Junkherr Joachim!" sagte Erick, tapfer zulangend. „Schmeckt freilich doppelt gut, wenn man der Schlinge ledig geworden ist, aber ich halte dafür, daß auch Denen, die daran müssen, vorher ein guter Trunk nicht unwillkommen ist. Darum dächte ich, Ihr sorgtet auch für die andern Zwei, die hier am Feuer schmoren und dursten. Wir machen's schon wett daheim."

„Ist zwar nicht meine Weise, an halb verlornes Gut noch sonderlich viel zu wenden," entgegnete Junkherr Joachim. „Aber den Eidam des Schloß-

voigts muß man sich zum Freunde halten, also mag es darum sein. He! Macht den Leuten die Arme so weit frei, daß sie unbehindert essen können und seid während der Zeit doppelt achtsam. — Wohin mit Euch, Erick?"

„Ihr fragt? Bin ich so lange in der Irre umhergelaufen voll Sehnsucht nach dem Bräutlein, und soll nicht zu ihr eilen, da ich durch diese guten Gesellen die rechte Spur aufgefunden habe?"

„Tollheit!" brummte Junkherr Joachim. „Ich will's nicht haben! Was geschah, ist um des Voigtes willen geschehen, aber keines Strohhalms Breite geht es darüber hinaus. Ihr seid in jenes Mannes Gesellschaft gefunden worden, und wer weiß, was Ihr mitsammen verhandelt. Bis mir das klar geworden, kommt Ihr nicht aus meinem Bann. Ergebt Euch darein und verschlaft Euern Aerger, so gut Ihr könnt. Ich will auch schlafen."

Damit hüllte sich Junkherr Joachim fest in seinen Mantel und streckte sich behaglich am Feuer nieder. Alle folgten seinem Beispiel, und selbst die Knechte, welche den gefangenen Ritter zu bewachen hatten, nickten um die Wette ein. Nur die aufgestellten Wachen hielten sich nothdürftig munter, und

die Bluthunde umkreisten mit heiserem Bellen das Lager.

Erick war wenig mit diesen Anordnungen zufrieden, aber wollte er nicht Alles verderben, mußte er sich fügen. Scheinbar schlummernd lag er neben den Andern und erst als diese sämmtlich fest schliesen, kroch er vorsichtig zu dem Ritter und flüsterte Diesem zu:

„Sorgt nicht um Euch. Ihr habt mir Beistand geleistet, als ich in Noth war. Ich gelobe, Euch dafür ein Gleiches zu thun. Wenn ich auch klein und geringe bin, vermag ich doch Manches, und dieser Weinschlauch soll mindestens keine Macht über Euch haben. Darauf verlaßt Euch."

Der Ritter entgegnete nichts und Erick, der nicht wagen durfte, hier nutzlos zu warten, kroch zu seiner früheren Lagerstätte zurück, von seinem königlichen Herrn und der jungen, lebensfrischen Else träumend. Erst spät, als schon der äußerste Rand des Horizontes sich mit einem blassen Schimmer zu färben begann, senkte sich ein leichter Schlummer auf seine Augenlider.

— und im öden Thurm.

„Großvater!“ rief Schön-Else ängstlich und fuhr dem Greise, der regungslos in seinem Sessel saß, mit der Hand über die Stirn. „Großvater! Schläfst Du, oder — Ach Gott! Es kommt 'ne Angst über mich! — Großvater!“

Sie stand zitternd neben dem Alten und blickte ihm mit furchtsamer Scheu in das Gesicht.

Vater Markwold schlug langsam die Augen auf und streckte dem Mägdlein die zitternde Hand entgegen:

„Nun ist's soweit! Der Herrgott hat mein jahrelanges inbrünstiges Flehen erhört und ruft mich zu sich. Du armes Ding....“

„Warum bedauerst Du mich, Großvater?“

„Er hat Dich betrogen, dieser Erick. Der Bube!

Wie lange ist er nicht schon fort und noch immer kehrt er nicht zurück, oder sendet uns Botschaft."

„Der Weg bis zu seiner Heimath ist wohl weit."

„Hätte er Dich recht von Herzen lieb, würde er längst wieder hier sein. Ginge es nach meinem Wunsche, wärst Du eines wackern Insassen Frau geworden und säßest jetzt in der Wolle. Es bewarben sich Viele um Dich. Du aber wiesest sie hoffährtig zurück und hast Dir diesen Fremden ausgesucht. Dafür trägst Du jetzt auch tiefes Leid im Herzen."

„Hast noch keine Thränen in meinen Augen gesehen, Großvater!"

„Du meinst, weil ich fast erblindet bin? Dafür habe ich sie gefühlt, wenn ich Dir tröstend die Wangen strich. Nun muß ich dahin und Dich in Jammer und Elend zurücklassen. Aber ich verfluche —"

„Nein, Großvater!" unterbrach Else ihn hastig. „Das wirst Du nicht! Kannst Du wissen, welches Unglück ihn betroffen hat, daß er bis heute noch nicht wiederkommen konnte? Und wenn er mich auch vergessen hätte. Er hat mich doch erst geliebt. Das ist gewiß und wahrhaftig wahr. Und um dieser Liebe willen sollst Du ihm nicht fluchen."

„Ich schweige. Aber es preßt mir das Herz zusammen. Es kann ihm nicht gut gehen, denn Gott ist gerecht! — Horch! Was ist das?“

„Es ist das Horn des Wächters. Irgend Wer ist gegen das Schloß im Anzuge. Vielleicht der wilde Junkherr Joachim und seine Gesellen.“

„Die Lyöe-Jäger!“ sagte Vater Markwold vor sich hin.

„Wer weiß, welche Greuel sie heute Nacht wieder verübten,“ sprach Else schaudernd. „Wie ist es nur möglich, daß der Graf solche Männer in seinem Lande dulden kann?“

„Er muß wohl, Kind!“ sagte Vater Markwold geheimnißvoll. „Jetzt, da ich sterben muß, kann ich es sagen. Diese Mordbrenner waren seine Helfeshelfer an einem Tage, da der Teufel Macht über seine Seele hatte. Das Teufelswerk, welches sie ausbrüteten, ward in diesen Thürmen vergraben und sie helfen es ihm bewachen.“

„Kann es wirklich so böse Menschen geben? Gehen sie denn nimmer in sich?“

„Du kannst aus Kiehnäpfeln keinen Honig brauen und den wilden Wolf nicht zum Gespielen des Lammes machen. Aus Bösem kommt Böses.“

„Du wirst so bleich, Großvater. Sprich nicht mehr! — Aber, da kommt Jemand! — Gott! — Welche Schritte sind das? — Großvater! — Ich glaube — Ach nein! — Das wäre zuviel!"

Rascher wurden die Schritte, näher kamen sie und eine fröhliche Stimme sang:

„Stunde auf Stunde flieht!
Sonnige Pracht
Hell durch den Himmel glüht!
Frühling erwacht!"

„Das ist Erick!" rief Else laut. Sie flog dem Eingange zu, und der Geliebte lag in ihren Armen.

„Da bin ich, Dirne, und nun ist unserer Hochzeit nichts mehr im Wege! — Noch 'nen Kuß! — Guten Tag, Vater Markwold."

„He!" entgegnete dieser mürrisch. „Ist's nun endlich nach Euerm Sinn? Ihr seid 'n Nichtsnutz! 'n Landstreicher!"

„Schon gut! Ihr habt 'n Recht zu brummen, weil Ihr 'n alter Mann seid. Darum tobt Euch nur aus. Nachher müßt Ihr doch wieder gut werden, absonderlich wenn ich Euch erst Alles gesagt habe, was ich weiß."

Der Alte schwieg.

„Hatte mich gestern Abend auf der öden Haide verirrt, und wäre erfroren, wenn nicht ein Ritter, der des Weges kam, sich meiner erbarmt hätte. Darauf geriethen wir an die Lyöejäger, die nicht eben handlich mit uns umgingen. Nun, mich ließen sie laufen, wie Ihr seht, aber den Ritter wollten sie mit Gewalt hängen. Nur mit Mühe habe ich es durchgesetzt, daß sie ihn nicht gleich draußen aufknüpften, sondern erst hierher brachten, damit Ihr'n ordentliches Verhör mit ihm anstellt, wie solches als Voigt Eures Amtes und Euer Recht ist."

Ein mattes Lächeln flog über das Gesicht des Greises: „Ja! Das ist mein Recht und ich danke Dir, daß Du es mir gewahrt hast. Der Junkherr ist eifersüchtig darauf, darum schmälert er es mir, wie er kann und weiß und möchte es mir ganz und gar entreißen. Aber er soll nur kommen! — Else! — Höre! — Der Erick ist doch gut."

„Ich habe es nie anders von ihm gedacht!" sagte sie, den Geliebten herzend.

„Dank Dir, Else. Aber, das ist noch nicht Alles."

„Was noch, Sohn? Fühle mich ordentlich wieder lebendig."

„Als wir im ersten Morgendämmer neben einander hin trabten, gewahrten wir plötzlich ein Häuflein, das aus dem Kiefernbusch am Brandmoor hervorbrach, und rasch über die Haide hintrabte. Am Rande des Moores muß man vorsichtig sein, wenn man mit unbekanntem Volke zusammentrifft, sonst stürzt man kopfüber vom Sattel in den Sumpf. Nun, für diesmal war's unnütz, denn — was glaubt Ihr, Vater Markwold? Wer war es, dem wir begegneten?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Der gestrenge Herr Graf war es. Graf Heinrich von Schwerin war es, der mit großem Comitat nach dem Dänenthurm zieht. Muß wohl etwas Bedeutsames im Werke sein. Nun, wir sind ihm vorausgesprengt, es anzusagen, und wenn Ihr eine Trompete vernehmt, könnt Ihr darauf schwören, daß sie des Grafen Einzug verkündet."

Der Alte wollte sich vom Sessel erheben: „So muß ich denn . . ."

„Was müßt Ihr? Bleibt getrost auf Euerm Platze. Wenn der Graf Euch sehen will, muß er schon zu Euch sich bemühen. Und das will er auch.

Denkt dann an die Else und an mich. Hört Ihr? Besinnt Euch, was Ihr mir versprochen habt."

„Sei es denn. — Ich kann nicht mehr. — Sage ihm, Sohn Erick, wie es mit mir steht. Und dann bitte ihn um seine Gunst. Ich habe ihm schon Alles gemeldet."

„Das habt Ihr gut gemacht, Vater Markwold. Nun will ich auch gleich meine alte Kammer wieder aufsuchen. Steht doch Alles darin noch auf dem alten Fleck, Else? Bleibe nur bei'm Großvater! Bin bald wieder da."

Fröhlich sprang Erich davon und langte im Burghofe an, als Graf Heinrich sammt seinen Mannen durch das Thor ritt. Lachen und Weinen waren aus dem Gesichte des Schlauch-Jochen verschwunden. Dafür spielten auf beiden Seiten Bosheit und Tücke unter den Brauen hervor. Der Graf hatte es ihm verwiesen, daß er einen Ritter, wie Wulf von Borsfleth, so schmählich behandelt hatte. Bei dem Anblick der Leichen aber, welche hier und da an den Bäumen hingen, runzelte die Stirn des Grafen sich mehr und mehr. Er schwur einen schweren Eid, daß er diesmal nicht länger Nachsicht üben, sondern das Schwerdt der Rache auf

den Nacken aller Derer niederfallen lassen werde, die es verdienten.

„Und Ihr, Herr Ritter," wandte er sich an Wulf von Borsfleth mit freundlichem Worte, „bürdet mir nicht auf, was ich nimmer verschuldet. Kein Fürst hegt größere Achtung für den frommen Herrn, auf dessen Befehl Ihr dieses Weges zieht, denn ich weiß, welchen Dank ich ihm schulde. Dies ist mein ehrliches Wort, das ich mit dem Schwerdte gegen Jeden aufrecht halte, der es zu bezweifeln wagt. Darum seid gebeten, daß Ihr es mir nicht nachtragt bei Seiner erzbischöflichen Gnaden, und ich gelobe Euch dafür jede Genugthuung, die Ihr billig begehren könnt."

„Darauf verlasse ich mich, Herr Graf."

„Mein Wort bleibt Euch verpfändet. Ich will diesen Schurken an die Kehle und sollte es auch ohne einen Schein des Rechts geschehen. Mir sind diese Gesellen im Wege und ich wollte ... Hollah! Wer seid Ihr, daß Ihr Euch mir mitten in den Weg stellt, wie ein Schlagbaum? Scheert Euch fort! Warum sperrt Ihr das Maul auf wie ein Scheunenthor?"

„Weil eine Botschaft für Euch darin steckt, ge-

strenger Herr Graf!, die mit einem Sprunge heraus will," rief Erick. „Euer Voigt liegt drinnen in den letzten Zügen und läßt Euch demüthigst um Eure Gegenwart bitten. Dies ist meine Botschaft und von meinetwegen setze ich hinzu, daß Ihr, wenn Ihr nicht eiligst macht, die Mühe ganz und gar sparen könnt, dieweil der Tod den schnellsten Renner gesattelt hat, um mit dem Alten im vollen Galopp davon zu sprengen."

„Sein Wunsch soll erfüllt werden," sagte der Graf. „Ritter Wulf, Ihr seid frei. Zieht mit Gott, welche Straße Euch beliebig. Wollt Ihr aber zeigen, daß Ihr keinen Groll gegen mich hegt, so schenkt mir diesen Tag. Ihr müßt freilich vorlieb nehmen, denn auf ritterliche Gäste scheint mein alter Voigt nicht besonders eingerichtet. Herr von Dömitz, sorgt Ihr für unsern Gast, und Du, Bursch, zeige mir den Weg zum alten Markwold."

Erick eilte voran und bald hielt der treue Diener die Hand seines Herrn, die er mit Thränen benetzte. Dem alten Manne zur Seite stand ein Mönch, mit einem Pergamente in der Hand, darin er eifrig las. Graf Heinrich sprach dem Alten freundlich zu und sagte dann:

„Ich kann mich Deines Gesuches nicht genau mehr entsinnen; aber was es auch gewesen, ich gewähre es Dir als Lohn für Deine treuen Dienste.“

„Danke Euch, Herr, für Eure Gnade. Erlaubt denn gnädigst, daß dieser brave Jüngling, den ich meiner Enkelin zum Manne erkieset, mein Nachfolger werde in dem Amte, das ihr mir so viele Jahre anvertraut habt. .Wenn Ihr darein willigt, kann ich ruhig sterben und mein letzter Seufzer wird ein Segen für Euch sein. Gedenkt des armen Erick, Herr Graf. Ich leiste Bürgschaft für seine Treue.“

„Ich denke, ich kann diese Bürgschaft annehmen, und so sei Deine Bitte gewährt,“ sagte Graf Heinrich nach einer Pause. „Höre, junger Mensch, es ist ein wichtiges Amt, das ich Dir anvertraue. Seine Last wiegt schwer. Wenn Du nicht treu bist, wie Gold . . .“

„Mein Kopf bürgt Euch für meine Treue, Herr Graf!“ sagte Erick.

„Was hilft mir Dein Kopf, wenn ein anderer Kopf meiner Schlinge entschlüpft ist?“ rief Heinrich von Schwerin lebhaft. „Ich muß Dich binden. Frommer Vater! Leiht mir Euer Crucifix.“

Der Mönch reichte dem Grafen das Kreuz, wo-

mit er den todtkranken Markwold gesegnet, und der Schweriner sagte, es vor sich hinhaltend, zu Erick:

„Lege Deine Hand auf den Leib des Heilandes und schwöre mir, so Dir Gott in Deiner letzten Stunde gnädig und barmherzig sein soll, mir treu zu dienen und die Geheimnisse, welche Dir offenbar werden, fest in Deiner Brust zu verschließen, so wahr Du selig zu werden hoffst."

Erick sprach dem Grafen mit leisem Schauer nach. Dieser fuhr fort:

„Der Himmel soll keinen Theil haben an Dir, und Dein Körper soll auf dem Schindanger modern, wofern Du diesen Eid brichst. Ich aber will diesen Eidbruch rächen mit den grausamsten Strafen, die ich zu ersinnen vermag. Schwöre zum andern Male!"

Erick schwur.

„Wenn Du Deinem Eide treulos wirst, begnüge ich mich nicht mit Deinem Verderben. Ich würge auch das Weib, das Du jetzt freien sollst, und die Kindlein, die sie Dir gebären wird. Dies bedenke und dann schwöre zum dritten Male."

Erick legte zum dritten Male die Hand auf das

Crucifix. Aber er bewegte nur die Lippen; die Worte, die er sprach, vernahm man nicht.

„Dreifach geschworen!“ sagte der Graf, „denn ein Waldemar ist nur hinter dreifachen Schlössern sicher. Nehmt Euer Crucifix zurück, frommer Vater, und bereitet Euch, dies junge Paar sofort zu vermählen. Ich will Zeuge dieses Ehebundes sein.“

„Ich bin nicht werth solcher Gnade, wie Du sie Deinem Knechte erweisest,“ entgegnete Markwold mit hinsterbender Stimme. „Wenn ich aber meine arme Else noch getraut sehen soll, muß es bald geschehen, sonst ist es zu spät.“

„In der That? Steht es so mit Dir?“ fragte der Graf und sah dem Greise in das Gesicht, das bereits mit der Blässe des Todes überzogen war. „Nun, Pater? Was braucht's der langen Formeln? Wir sind nicht wählerisch und nehmen auch mit Wenigem vorlieb. Legt die Hände des Brautpaars in einander, bittet Gott, daß er die Ehe segne, und sagt, daß der Mensch nicht trennen soll, was der Himmel zusammen fügt, — außer der Strafe des Verrathes.“

Die letzten Worte murmelte der Graf vor sich hin. Mit lautem Weinen empfing Else die bebende

Hand des Geliebten und horchte mit klopfendem Herzen auf den Mönch, der das Sacrament der Ehe mit Furcht und Schrecken vollzog, denn was er auch einzuwenden hatte, dem Grafen vermochte er nicht zu widersprechen. Als er aber das letzte Wort gesprochen, sank die junge Braut bleich und stumm an die Brust des geliebten Mannes und kniete mit diesem vor dem Großvater nieder, die starre Hand desselben an seine Lippen drückend.

„Gott segne Euch, meine Kinder!" flüsterte Vater Markwold, kaum hörbar. Dann zuckte er schmerzlich zusammen und sank leblos auf das Lager zurück.

Else schrie laut auf und fiel ohnmächtig zu Boden. Eine Magd eilte der jungen Frau zu Hülfe. Die Knechte legten Hand an und trugen den Todten hinaus. Graf Heinrich aber sagte zu Erick:

„Ihr seht, das Leben zeigt Euch gleich den vollen Ernst. Das ist besser, als wenn es Euch zuerst mit Zinken und Schalmeien entgegen trompetet. Laßt die Weiber heulen, das ist ihres Amtes. Thut Ihr das Euere. Frisch voran, Herr Voigt, und öffnet mir die Pforte zum Dänenthurm."

Erick griff nach dem Schlüsselbunde, das neben

dem Lager des alten Markwold lag, und schritt hinaus. Als er den letzten Riegel zurückschob, der den königlichen Kerker verschloß, sprach er vor sich hin:

„Trauung, Tod und dreifacher Eid, den ich nimmer zu halten gedenke, das war auch für einen Wildfang meines Gleichen zuviel. Seine Würden der Bischof von Ripen hat mich zwar reichlich mit Ablaß versehen, aber wenn ich so verschwenderisch damit umgehe, wird mein Vorrath bald zu Ende sein. Alles still drinnen. Der arme gehetzte Edelhirsch ist in seinem Käficht entschlummert, und ich kann ihm nicht ein Mal ein Zeichen geben, daß ich für ihn wache, denn der Teufel sitzt mir auf der Ferse.“

Erick wollte dem Grafen voraneilen und die Thür öffnen, aber dieser winkte ihm gebieterisch, zurückzubleiben und trat rasch in den Kerker.

Das war ein trauriger Anblick in dem öden Königs-Gemache. Waldemar saß neben dem Ruhebette des Prinzen, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte, wehmüthig lächelnd, auf seinen Sohn, der, vom Fieberfrost geschüttelt, mit bleichen, eingefallenen Wangen und geschlossenen Augen dalag.

Das Leben schien bereits entflohen. Nur wenn er leise athmete, hob sich, kaum merkbar, die Brust.

„Er welkt sichtbarlich hin!“ sagte der König bekümmert. „Meiner unvergeßlichen Dagmar schöner, lieblicher Knabe ist unerbittlich dem Tode verfallen. Ein Athemzug auf freier See, ein fesselloser Ritt durch den Wald könnten ihn retten, und ich muß ihn hülflos zwischen diesen Steinwänden sterben sehen.“

Der Prinz schien zu träumen. Er wälzte sich unruhig auf die Seite und murmelte einige unverständliche Worte. Dann rief er plötzlich:

„Erick! Erick!“

„Dieser Bube ist ein Verräther, wie alle Andern!“ rief der König, unwillkürlich erregt.

Der Prinz richtete sich hoch auf und schüttelte lebhaft mit dem Kopfe:

„Nein! Nein! Erick ist treu! Schilt ihn mir nicht. Eben habe ich ihn gesehen — im Traume, meine ich. Mir war es, als säße ich in einem Kahn. Eine mächtige Welle warf den Kahn um und riß mich in den Abgrund. Da faßte mich eine starke Hand, die mich über dem Wasser hielt, und ich sah in das treue Auge meines Erick. Wenn

Du ihn schiltst, thust Du mir weher, als das böse Fieber, das mich allabendlich schüttelt. Ich meine, es ist wohl anders."

„Wie denn, mein Kind?"

„Der Winter ist lang und schwer. Wer weiß, auf welcher vereinsamten Straße er, vom Schneesturm niedergeworfen, sein junges Leben lassen mußte."

„Bleib ruhig, Waldemar," bat der König mit fast ängstlicher Besorgniß. „Ich muß Dir etwas sagen."

„Ich höre Dich, Vater!" entgegnete der Prinz, ihm zärtlich die Hand drückend.

„Dänemarks Könige sind zur Stunde wenig mehr als zwei Leichen, über die das Todtengewölbe sich jeden Augenblick schließen kann. Darf es dahin kommen, mein Junge?"

„Wer soll es ändern?"

„Ich! Dein König! Dein Vater! Ich ertrage es nicht, Deine Jugend hinwelken zu sehen. Mein Leben geht auf die Neige. Es rauschte in Glanz und Ruhm dahin. Das Deinige beginnt erst. Ich kann es nicht in der Geburt ersticken. Du sollst leben; sollst in Freiheit leben."

Der Prinz erhob sich mit halbem Leibe. Seine Augen strahlten in mattem Glanze:

„Leben soll ich? Und in der Freiheit leben?"

Aber plötzlich ließ er den gehobenen Arm wieder sinken und sagte traurig:

„Das kann nimmer geschehen!"

„Du sollst ruhig bleiben! Ich befehle es Dir!" sprach der König mit mildem Ernste. „Wohl sind es schwere Opfer, die man von uns verlangt, aber ein beharrliches Weigern macht nur unsere Haft unerträglicher, ohne Jemandem zu nützen. Besser Wenig, als Nichts!"

„Ist das der Entschluß König Waldemar's?"

„Der Entschluß eines Vaters. Wir wollen nicht hinter diesen Eisengittern vermodern. Welcher Art die Bedingungen sein werden, die man uns vorlegt; ich nehme sie an."

Graf Heinrich von Schwerin war unlängst, vom Könige unbemerkt, eingetreten. Er trat jetzt rasch vor und sagte:

„Das ist gesprochen, wie ein Mann!"

Der König sprang von seinem Sessel auf und sah den Grafen mit einem vernichtenden Blicke an:

„Hinweg von hier, Ungeheuer, oder ich zerreiße Dich mit meinen Zähnen!“

„Die Hauer des Ebers sind stumpf geworden,“ entgegnete der Schweriner kalt. „Sie dringen nicht durch mein eisernes Wamms.“

„O der Schmach, daß ein solcher Bube mir ungestraft gegenüber stehen und mich höhnen darf. Bist Du denn jeder menschlichen Regung bar, daß Du mir diese Demüthigung zu bieten wagst?“

„Herr König, verschwendet die Zeit nicht mit unnützen Worten. Sie ziemen sich am wenigsten für einen Helden, der sonst jeden Tag seines Lebens mit einer That bezeichnete. Ihr hattet mir mein gutes Mecklenburger Land genommen und Euern Bastard-Enkel damit belehnt. Dafür schmachtet Ihr jetzt im Thurm. Aber mir genügt nicht, wieder zu haben, was mein war, ich will auch vollen Ersatz für jeden mir zugefügten Verlust. Darum genehmigt die Bedingungen, die Ihr das erste Mal mit solchem Hohne von der Hand gewiesen, stellt Bürgen für die Treue Eures Wortes und ich lasse Euch frei.“

„Frei!“ seufzte der Prinz unwillkürlich, und

blickte sehnsüchtig zum Eisengitter auf, durch welches ein Sonnenstrahl seinen goldigen Schein warf.

Der König hatte den Seufzer vernommen und drückte dem Sohne die Hand:

„Ich will mit Euch unterhandeln, Graf.“

„Das ist vernünftig, König Waldemar,“ entgegnete dieser. „Wäre Euch das früher in den Sinn gekommen, Ihr hättet Euch viele trübe Stunden sparen können. He! Ist Niemand draußen?“

Erick, der den Ruf des Grafen vernahm, entgegnete mit lauter Stimme:

„Hier bin ich, gestrenger Herr Graf!“

Bei dem Klange dieser Stimme schrie der Prinz laut auf. Der Graf sah den König verwundert an und fragte:

„Was ist dem Herrlein?“

„Er ist krank, Graf. Wir sind nicht gewohnt, außer der Stimme des alten Kerkermeisters und seiner Enkelin, die eines andern menschlichen Wesens zu hören. Da mag ein Kranker wohl erschrekken, wenn ihm unerwartet ein Ruf so gellend in die Ohren tönt.“

„Euer alter Kerkermeister wird Euch sein mürrisches Gesicht nimmer zeigen. Er ist hinüber. An

seiner Stelle habe ich Euch einen jungen, lebhaften Burschen geworben, der Euch besser gefallen wird. He! Erick! Wo bleibst Du?"

„Hier bin ich, gräfliche Gnaden," sagte Erick und trat in die Thür. Die Augen des Prinzen leuchteten vor Freuden.

„Dies ist Deine Herrschaft, Erick, für die Du mir verpflichtet bist," sagte der Graf. „Du bist doch Deines Eides eingedenk?"

„Das bin ich über die Maßen," entgegnete Erick mit großem Ernste, und dachte an den Bischof von Ripen und dessen Ablaß.

„Erick ist der Nachfolger des alten Markwold," sagte Graf Heinrich zum Könige. „Er ist der Erbe seiner ganzen Habe, denn er hat heute Morgen die Else zum Weibe genommen."

„Ja, gnädigste Herrschaft, sonst hätte ich dies gute Amt nicht bekommen," sagte Erick mit den Schlüsseln rasselnd, die an seinem Gürtel hingen. „Und so begiebt sich's nun, daß heute Hochzeit ist im Schlosse Dannenberg."

„Für den Fall also, daß wir nicht handelseins werden sollten," sagte der Graf, „werdet Ihr wenig von Euern Gewohnheiten vermissen. Darum,

Bursche, eile die Stiege hinab und bescheide meinen Kanzler mit den Worten zu mir, daß er alles Nöthige zur Stelle bringe."

„Ich werde Seine Würden Huckepack nehmen müssen, denn er hat sich in seiner Gelahrtheit einen solchen Fettwanst angeschafft, daß es ihm unmöglich wird, die schmalen Stiegen hinaufzuklimmen. Muß auch Holz zutragen, wie ich sehe. Vater Markwold scheint in letzter Zeit seinen Dienst nur lässig betrieben zu haben, denn hier sind kaum einige armselige Splitter. Gleich bin ich zurück, gestrenger Herr Graf."

Mit diesen Worten war Erick zur Thür hinaus und kehrte nach einer Weile mit dem Kanzler des Grafen zurück, der über die plumpen Scherze des Kerkerknechtes nicht wenig erbost war und keuchend am Eingange zum Königsgemache stehen blieb. Erick aber kümmerte sich nicht sonderlich darum, flog rasch die Stiege hinab und brachte bald darauf eine tüchtige Tracht Holz zurück, von welcher er mehrere Scheite auf die glimmenden Kohlen des Kamines warf.

Heinrich von Schwerin hatte dem Kanzler ins-

geheim seine Befehle ertheilt und sagte darauf zum Könige:

„Herr Reinhard wird die Handveste entwerfen, die Euch als Freibrief gilt, wenn Ihr sie unterzeichnet habt. Ich verlasse Euch bis dahin und bitte wohlmeinend, daß Ihr mit diesem Manne eifrig Rath pfleget und reiflich erwägt, was zu Euerm Frieden dienet, denn Ihr selbst verschuldet es ganz allein, wenn Euere Haft sich endlos dehnt. Seht auf Euern Sohn, Waldemar, seht auf Euch selbst und geht in Euch. Ich begehre volle Genugthuung, begehre sie für mich und für ganz Nordelbingen, das unter dem Drucke Euerer Willkür seufzte und nichts konnte, als ohnmächtig mit den Zähnen knirschen. Die Schuld soll getilgt werden und ich lasse sie mir nicht um eines Weißpfennigs Werth verkürzen; darauf verlaßt Euch! — Erick! Du bleibst hier und hältst sorgsam Wacht."

Graf Heinrich entfernte sich, und der Kanzler begann, den König mit weitschweifigen Reden und ungestümen Forderungen zu bestürmen, bis dieser in steigender Ungeduld mit geballter Faust auf den Tisch schlug und ausrief:

„Macht ein Ende mit diesem tollen Geschwätz,

das mir das Blut durch die Adern peitscht. Setzt nach Euers Herrn Befehl, klar und deutlich, die Bedingungen auf, die er mir als Lösegeld stellt, und harrt dann in geziemender Ehrfurcht des Weitern. — Schau nicht so traurig darein, armes Kind. Ist, was der Schweriner fordert, irgend mit meiner Ehre verträglich, will ich diese Forderungen besiegeln, damit dieser Jammer ein Ende nehme."

„Wie ist mir denn das?" rief Erick keck dazwischen. „Ihr wollt untersiegeln, was der weise Mann dort für Euch auf das Pergament kritzelt, und davon gehen? Was würde dann aus mir, der ich ein Amt und ein Weib genommen habe, um in diesem einsamen Thurm behaglich und warm zu sitzen? Besinnt Euch wohl, Herr, ob das Christenliebe ist, wenn man einem armen Teufel mit einem Federzuge um sein tägliches Brod bringt."

Herr Reinhard erhob sich eifernd: „Was unterfangt Ihr Euch? Eures Amtes ist es, hier im ehrerbietigen Schweigen zu verharren, bis Euch etwas befohlen wird, und es dann mit allem schuldigen Gehorsam auszurichten. Ihr jämmerlicher Knecht, Ihr! Habt Ihr nicht schon auf dem Wege hierher mich grausam mit Euren Albernheiten —

ja, ich könnte wohl sagen, Bosheiten geärgert? Gedenkt Ihr, es so fortzutreiben? Schweigt den Augenblick still und öffnet den Mund nicht wieder zu einem so frechen Wort, oder es soll Euch eine schwere Züchtigung eintragen. Darauf verlaßt Euch."

„Ihr werdet doch nicht, Herr?" entgegnete Erick furchtsam. „Wollt Ihr einen Mann darum züchtigen, weil er um sein tägliches Brot sorgt, das seit einer Stunde für Zweie reichen muß? Ach, junges Herrlein, Ihr seht so gut und sanft darein. Sprecht doch ein freundliches Wort für mich mit diesem gestrengen Herrn, der mich in böse Angelegenheit bringen kann. Will Euch dafür auch ein schmuckes Liedlein lehren."

„Ein Liedlein?" fragte der Prinz rasch. „Ich bin wirklich begierig, was für ein Liedlein Du mich lehren willst. Ich liebe solche spaßhafte Dinge über alle Maßen, und da dächte ich, Herr Kanzellar, Ihr ließet für diesmal Gnade vor Recht ergehen."

„Mag es geschehen um Euretwillen," entgegnete der Kanzler, sich gravitätisch verneigend. „Aber nur, wenn sothanes Menschenkind sich bescheidentlich beträgt und die Verhandlungen nicht weiter stört, die mir Gräfliche Gnaden einzuleiten befohlen hat."

„Dein Rücken ist für diesmal noch begnadigt worden, Erick," sagte der Prinz mit erzwungener Laune. „Laß nun hören, wie Dein Liedlein klingt."

„Geheimes Flüstern kann ich nicht gestatten," sagte der Kanzler mit einem strengen Blick auf Erick. „Man bleibe in der gehörigen ehrerbietigen Entfernung!" Darauf aber, sich zum Könige wendend, fuhr er fort:

„Zunächst ist festzustellen die Buße, so Ihr unserm gnädigsten Herrn Grafen zu zahlen haben werdet als Ersatz für den Schaden, den Ihr ihm vielfach zugefügt, und will sich derselbe mit vierzigtausend Mark löthigen Silbers begnügen lassen."

„Will er wirklich?" entgegnete Waldemar höhnisch. „Seine gräfliche Gnaden sind allzu bescheiden."

„Gefällt Euch mein Reimspruch nicht, Herrlein?" sagte Erick zum Prinzen. „Das wundert mich. Ist gar ein zierliches Geklingel, und alle Dirnen, stromauf und stromab, zehn Meilen in der Runde singen es zum Tanze. Aber ich weiß noch ein anderes. Gebt wohl Acht, sonst versteht Ihr es nicht. Es ist eins von den neuen verzwickten Dingern, wie sie aus Esthland von den Lanzknechten mitgebracht

wurden. Läuft eigentlich auf ein künstliches Sylbenspiel hinaus und müßt Ihr absonderlich die ersten wohl in Obacht nehmen, dann finden sich die andern von selbst:

„Unter grünen Buchen,
Will ich Dich suchen;
Unter grünen Linden,
Will ich Dich finden.“

„Unter?“ sprach der Prinz leise vor sich hin. „Was kann er damit wollen?“

„Wie kann man nur an dergleichen Geschwätz seine Freude haben,“ sagte der Kanzler achselzuckend und wandte sich zum Könige:

„Schreiten wir dennächst zum Paragraphus zwei, welcher bestimmt und feststellt, daß Ihr, sobald Ihr in Freiheit gesetzet worden und in Eurer Residenz Kopenhagen eingetroffen seid, förderſamst eine Flotte von dreihundert Schiffen ausrüsten sollt, um mit derselben wider die unbußfertigen Heiden zu Felde zu ziehen. Es geschieht, Euch solchergestalt Gelegenheit zu geben, die von Euch begangenen Uebelthaten zu sühnen.“

„Vasallen-Uebermuth!“ rief Waldemar, ingrimmig mit den Zähnen knirschend.

„Ich habe heute kein sonderliches Glück mit meinen Reimweisen," sagte Erick. „Das thut mir zwar höchlich leid, aber zu Ende müßt Ihr sie doch hören.

„Zeichnet Euers Feindes Schädel,
Mit der Keule, wenn es muß;
Zeichnet Euers Liebchens Wange
Mit dem allerschönsten Kuß."

„Unter?" wiederholte der Prinz. „Zeichnet? — Unterzeichnet! Ha! — Weiter, mein lustiger Sänger! Weiter!"

„Ein guter Baum braucht Zeit zum Wachsen und eine zehnjährige Eiche taugt nicht zum Mastbaum!" sagte Erick und stützte den Kopf in die Hand.

„Item," fuhr der Kanzler, mit einem strafenden Blick auf den geschwätzigen Erick, fort, „soll Graf Albrecht von Orlamünde, als Herr von Nordelbingen, fortan sein Lehen nicht von Euch, sondern von Kaiser und Reich empfangen. Ihr sollt jedweden Anspruch auf ein Besitzthum diesseits der Eider aufgeben und von den mecklenburgischen Landen soll keine Handvoll Erde in Eurer Gewalt bleiben, sondern dasselbe wird dem Herrn Grafen ungeschmälert zurückgegeben."

„Ihr fordert wahrlich nur ein Geringes, Herr Kanzler,“ sagte spottend der König.

„Alles nach meines Herrn Gebot!“

Erick sagte lachend: „Mit Vergunst, Herr Kanzler. Das ist genau, wie in meinem Sang:

„Den, der in der Falle steckt
Zieh' ich nicht heraus:
Den, der frei den Fuß bewegt,
Schicke ich nach Haus.“

„Unterzeichnet den...“ sagte der Prinz vor sich hin, „das Lied gefällt mir gut.“

„Das freut mich, Herr, und darum will ich es zu Ende bringen:

„Vertrag' Dich mit der Dirne fein,
Bist Du geschlüpft in's Kämmerlein;
Vertrag' Dich mit dem Kriegesmann,
Wenn Du gefällt ihn auf dem Plan.“

„Unterzeichnet den Vertrag,“ wiederholte der Prinz leise vor sich hin und sah Erick fragend an. Der aber klimperte unbefangen auf der Laute des Prinzen, die er von der Wand nahm, denn er mußte sich hüten vor dem schlauen Kanzler, der öfter den Blick auf ihn richtete, um zu erspähen, ob er irgend etwas Ungebührliches sage oder thue.

Da Seine Würden aber dergleichen nicht entdecken konnte, sagte er blos ärgerlich:

„Stellt das Geklimper ein, welches mich stört und die Würde dieser Verhandlung vielfach beeinträchtigt. Es findet sich wohl eine passendere Zeit, dem Prinzen mit solchen Reimweisen beschwerlich zu fallen. Ihr seid ein Störenfried, den man schärfer in Zucht halten muß. — Vergebt, Herr König, diese Unterbrechung. Es folgt schließlich noch eine einfache Clausel."

„Wirklich?"

„Ich sagte es Euch," entgegnete Herr Reinhardt gravitätisch. „Eigentlich ist es nur ein Appendix zu dem zweiten der mehreren Paragraphen und setzt fest, daß die Bischöfe von Schwerin, Lübeck und Ratzeburg, welche bisher von Euch abhängig gewesen sind, Investitura ihrer hohen geistlichen Würde fortan nicht mehr von Dänemark, sondern von Kaiser und Reich zu empfangen haben."

„Dein Lied, Bursche! Dein Lied!" rief der Prinz ungeduldig. „Sage mir Dein Lied weiter!"

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich nicht mehr singen und klimpern soll?" entgegnete Erick verdrießlich. „Der Herr Kanzellarius will es nicht. Hört

Ihr? Er will es nicht! Aber darum wird es doch Lieder geben die Fülle, denn

„Nicht den Vogel kannst du hindern,
Daß er singt sein Liedelein!"

Damit müßt Ihr Euch für heute begnügen, sonst bekomme ich an meinem Hochzeitstage die Peitsche."

„Solch Behaben ist Euch ziemend," rief der Kanzler zu Erick hinüber, der am Feuer niederkauerte und auf das, was um ihn vorging, nicht weiter achtete.

Der Prinz war sehr aufgeregt. Er hatte seinen treuen Diener nur zu wohl verstanden. Mit wachsender Theilnahme folgte er den Unterhandlungen, die der Kanzler mit seinem Vater führte. Herr Reinhard suchte den König mit schlauen Reden zu umspinnen und wußte ihm Alles so bunt und schimmernd auszumalen, daß Waldemar willenlos die Feder ergriff, die Jener ihm reichte und dazu mit grinsender Freundlichkeit sagte:

„Empfanget freundlich diese Gabe. Sie ist der Schlüssel zu Eurer Kerkerthür."

Der Prinz folgte den Bewegungen seines Vaters mit der ängstlichsten Spannung. Als aber der Kö-

nig mit einem tiefen Seufzer die Feder ansetzte, ergriff der Prinz seinen Arm und rief laut:

„Unterzeichne den Vertrag nicht!“

„Was bedeutet das? fragte der Kanzler mit lebhaftem Staunen, und der König sah fragend auf den Jüngling, dessen Gesicht eine flammende Röthe deckte:

„Unterzeichne den Vertrag nicht, König Waldemar! Du unterzeichnest sonst Dänemarks Untergang und Deine und meine Schande! Stirb, weil es sein muß, hinter Kerkermauern, wie Du lebtest in der Freiheit: Unbesiegt und unbesiegbar!“

„Welcher Geist kommt über Dich?“ fragte der König, erschreckt vor dem kühnen Wort des Prinzen. „Bleibt noch eine Wahl? Das Schicksal ist mächtiger als wir.“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Prinz lebhaft. „Wir beherrschen das Schicksal und ich befehle Dir im Namen Dänemarks, dessen Krone auch mein Haupt berührte, daß Du diesen Vertrag nicht unterzeichnest.“

Er hatte sich des Pergamentes bemächtigt und schleuderte es in die Gluth des Kamins, die Erick kurz vorher tüchtig angeschürt hatte. Der König starrte den Prinzen mit sprachlosem Staunen an und

der Kanzellarius schrie Zeter über Zeter. Erick aber rief:

„Was zum Donner treibt Ihr denn für Kinderei? Wer wird mit den zierlichen Schnörkeln Seiner Würden so grauselich umgehen? Ich muß mir die Finger verbrennen, wenn ich sie retten will.“

Er drückte mit der Schürstange das Pergament noch tiefer in die Gluth, brachte darauf einen glimmenden Fetzen zum Vorschein und sagte, diesen dem Kanzler darreichend, mit wehmüthigem Tone:

„Eure Würden, das ist Alles!“

In diesem Augenblicke trat Graf Heinrich von Schwerin wieder ein. Herr Reinhard stürzte ihm entgegen und verkündigte mit Zittern und Beben, was sich ereignete. Vater und Sohn hielten sich fest umarmt.

„König Waldemar, bist Du bei Sinnen?“ rief der Schweriner mit donnernder Stimme.

„Ich bin es wieder geworden,“ entgegnete Waldemar, seinen Sohn sanft zurückdrängend, mit königlicher Würde. „Die Luft in Deinem Kerker hat etwas Betäubendes, Du abtrünniger Vasall und fast hätte ich diesem Rausche erliegen müssen. Dank Dir, mein wackrer Sohn, daß Du mich zur rechten

Zeit aus dem gefährlichen Schlummer, der mich niederwarf, erwecktest. Jetzt ist der Nebel gefallen, der meine Sinne umnachtete und ich sehe wieder klar und hell. Du kannst mich auf ewig in Deinem Kerker begraben, kannst mich tödten, ja mich foltern! Du sollst immer nur die eine Antwort haben: Ich unterzeichne den Vertrag nicht!"

„Du unterzeichnest den Vertrag nicht?" rief der Schweriner wild und eine verzehrende Gluth leuchtete aus seinen Augen. Du sollst ihn auch nicht unterzeichnen! Und wenn Du auf den Knieen vor mir liegst, wenn Du Dich in Todesangst vor mir im Staube krümmst wie ein Wurm, ich will Dir diese Gunst nimmer gewähren. Wenn Du jemals dieses Kerkers ledig werden willst, mußt Du zuvor einen andern Vertrag unterzeichnen; einen Vertrag, wie ich ihn ersinnen will, der Dein Haar sträuben macht und das Blut in den Adern zu Eis erstarrt. Lache nicht so höhnisch, Waldemar! Du sollst einen solchen Vertrag unterschreiben, Du wirst ihn unterschreiben und es Dir wie eine Gnade von mir erbitten. Und nun sollst Du es fühlen, daß Du des Schweriners Gefangener bist. Deine Kost will ich Dir schmälern, und flehen sollst Du um einen Was-

sertropfen, Deinen Gaumen zu kühlen. Kerkermeister! Du bist mein geschworner Mann und hast gehört, was ich sagte."

„Bin es, Herr Graf und werde Eure Befehle pünktlich erfüllen."

„Gute Nacht, Waldemar!" rief der Schweriner. „Gute Nacht! Es wird lange währen, bis Dir Einer zuruft: Fröhlichen Tag!"

Erick folgte dem gebieterischen Winke seines Herrn und eilte ihm voraus. Als Graf Heinrich die Schwelle des Kerkers überschritten hatte, fielen die Thüren in's Schloß und die schweren Riegel klirrten.

Der König sah mit Bekümmerniß auf seinen Sohn: „Jetzt habe ich Deine Jugend auf immer begraben."

„Das hast Du nicht!" rief der Prinz. „Wie Erick mir ein Lied gesungen hat, das mir den Muth gab, Dir zuzurufen: Unterzeichne den Vertrag nicht! so hat er auch ein Oelblatt des Friedens mitgebracht, woran wir uns erquicken sollen, oder es ist Alles Hohn und Lüge. Ein Mann wie Erick thut nichts halb, und es ist wahrscheinlich nicht ohne Absicht geschehen, daß er seine Kappe vergessen hat."

Der Prinz nahm die grobe Kappe, welche Erick